

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Der Alte nahm unterwürfig den Brief, doch kaum hatte er einen Blick auf die Adresse geworfen, da ließ er das Schreiben, als ob es ihm die Finger versengt hätte, wieder auf den Tisch fallen und rief mit einem Entsetzen, das etwas Komisches hatte:

„Zum Meister Hämmerlein? — Nicht für die Welt, Euer Gnaden.“

„Doch wohl für diesen blanken Dukaten?“ entgegnete der Andere lächelnd, indem er zugleich ein Goldstück auf den Brief legte.

Der Wirth ließ ein staunendes „Ah!“ hören, dann sagte er zögernd, den lüsternden Blick nicht von der goldenen Münze abwendend:

„Wenn ich wüßte, daß —“

„Er wird Euch nichts zu Leid thun, wackerer Mann,“ ergänzte rasch der Fremde. „Ihr wißt wohl, daß Meister Joslin sehr geschickt in gewissen Kuren ist. Nun, ich will ihn konsultiren, doch dabei nicht in seine eigene Wohnung gehen.“

„Das ist etwas Anderes und da kann ich den glänzenden Goldsuchs wohl verdienen, ohne mein Gewissen zu beschweren.“

„So geht! Doch vorher bringt mir noch ein paar Flaschen von Eurem Besten, und zugleich auch noch ein Glas — für ihn! — damit mir das Warten bis zu Eurer Wiederkehr nicht zu langweilig wird.“

Bald prangten verschiedene dickbäuchige bestäubte Flaschen vor dem Fremden und der Wirth des „Melac“ machte sich mit jugendlicher Rüstigkeit auf den Weg nach dem nahen Landau.

Keine Stunde war vergangen, da stand der Scharfrichter der Stadt Landau in dem Herrenzimmer des „Melac“ vor Destner, dem Abgesandten des Herzogs von Zweibrücken.

Meister Joslin war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, nicht allzu groß, doch von breitschulteriger Gestalt, mit einem wahren Stiernacken, der eine ganz ungewöhnliche Kraft kündete. Das glattrasirte Gesicht zeigte ernste, scharf markirte Züge, unbeweglich blieben sie, als ob sie von Eisen gegossen wären. Auch die Augen hielt er halb geschlossen, doch blickten sie dafür um so durchbringender den Mann an, der ihn in seinem Briefe zu einer Unterredung in dem „Melac“ nach Duerichheim beschieden.

Destner hatte das zweite Glas gefüllt, das er nun seinem unheimlichen Gaste entgegenschob. Dann sprach er:

„Trinkt Meister, erfrischt Euch vorerst, dann setzt Euch. Ich habe mit Euch zu reden.“

Ohne ein Wort zu erwidern, ergriff Meister Joslin das Glas, leerte es bis zum letzten Tropfen. Dann setzte er sich dem ihm gänzlich Unbekannten gegenüber, und den Blick wieder wie vorhin auf dessen Antlitz gerichtet, sagte er nun:

„Ich höre.“

„Man bedarf Eurer Dienste,“ begann Destner nach einer kleinen Pause mit leiser unterdrückter Stimme die seltsame Unterredung.

„Ich bin Thierarzt und — Nachrichten,“ warf der Andere ruhig ein.

„Als Nachrichten.“

„Als solcher kann nur das Gericht nach gefällttem Urtheil über mich verfügen.“

„Ein Gericht, wie es für den vorliegenden Fall kein höheres giebt, hat gesprochen, das Urtheil ist gefällt und Ihr sollt es vollziehen.“

„So nennt mir Euren Auftraggeber, damit ich beurtheilen kann, ob ich Euch gehorchen darf.“

„Dies zu thun, steht mir nicht zu. Das Urtheil ist, wenn auch ein richterliches und höchst gerechtes, doch zugleich auch ein geheimes, und seine Ausführung muß ein Geheimniß bleiben — für immer.“

„Dann —“

„Halt da!“ rief Destner mit befehlendem Ton. „Bevor Ihr antwortet, laßt mich zu Ende reden. Seht Ihr dort das Kreuzifix an der Wand mit dem geheiligten Bilde des Erlösers und den geweihten Palmzweigen? Langt es herab, die Linke lege ich darauf, erhebe die Rechte zum Schwure und spreche Euch jeden Eid nach, den Ihr mir vorsagen werdet, daß meine Worte sammt und sonders lautere Wahrheit gewesen: daß es sich um ein richterliches Urtheil allerhöchster Instanz, wie um eine nur zu gerechte Strafe handelt. Und hier,“ fuhr er rasch fort, indem er in eine Tasche seines Habits griff und zwei schwere Goldrollen hervorlangte, die er vor dem Meister auf die Tischplatte legte — „und hier die Gebühren für Euer peinliches Verfahren — zweihundert Dukaten neuen Gepräges — im Voraus. — Nehmt!“

Meister Joslin nahm die Goldrollen nicht, doch antwortete er vor der Hand auch nicht. Er überlegte. Sein Gesicht hatte indessen einen andern Ausdruck angenommen, die starren Züge waren etwas lebendiger geworden, und der scharf nach ihm hin spärende Destner durfte sich sagen, daß das Zünglein der Gewissenswaage seines Gastes merklich zu Gunsten seines Antrags schwankte. Endlich hob der Richter mit einer raschen Geberde den Kopf, seine Augen waren jetzt vollends geöffnet und blickten aus ihrer Tiefe den ihm gegenüber Sitzenden eine Weile durchdringend an. Dann sprach er langsam und bestimmt:

„Euer Wille ist dem Eide selbst gleich. Ich muß und darf Euch glauben und das Urtheil vollziehen, das nach Recht und Gesetz gesprochen. — Verhält es sich anders, so kommen die Folgen über Euch, und Ihr habt es vor Gott und Eurem Gewissen zu verantworten.“

„Das will ich! so wahr ich auf ein seliges Sterbestündlein hoffe!“ rief Destner nicht ohne einen Anflug von cynischem Spott.

„Ich bin bereit. — Sagt mir, was ich zu thun habe.“ —

„Vorerst steckt das Gold zu Euch. Ist es gethan, erhaltet Ihr noch eine solche Rolle. Dann hört mich an.“

Meister Joslin streckte die breite Hand langsam nach den Goldrollen aus und schob eine nach der andern in seine Tasche. Da er nicht sprach, wohl aber bei seinem Thun fragend zu Destner aufschaute, fuhr dieser fort:

„Draußen bei den Weiden, an stiller Stelle, harret unser ein Wagen. Ihr begleitet mich jetzt bis dorthin, damit Ihr den Ort kennen lernt, dann kehrt Ihr nach Landau zurück und holt Euer Richtschwert. Ich harre Eurer bei dem Wagen. Sobald wir eingestiegen, werdet Ihr Euch die Augen verbinden lassen und wir fahren davon. Vor Mitternacht sind wir an Ort und Stelle, wo Alles für die Exe-

kution bereit ist. Auf dieselbe Weise werdet Ihr heimgeführt und könnt nach Tagesanbruch wieder von den Weiden aus zur Stadt zurückkehren. Seid Ihr damit einverstanden?“

„Ich bin's.“

Dann laßt uns gehen.“

„Wie, Ihr wollt in meiner Begleitung die Dorfgasse durchschreiten?“

„Warum nicht? Erstens kennt mich keine lebende Seele hier, und dann bin ich ein Mann ohne Vorurtheil. Der Henker gehört zum Gericht.“

„Voran denn!“

Destner warf dem würdigen Gasthalter einen zweiten Dukaten für seine Beche zu, dann verließ er mit Meister Joslin die Herberge zum „Melac“ und schritt mit ihm, nicht ohne das Staunen, hier und da auch das Entsetzen der Dörfner zu erregen, zu dem Orte hinaus nach den Weiden zu, wo der Wagen harrete.

Wieder verging eine kleine Stunde, der Abend war gekommen, da nahte dem Gefährt, in welchem Destner harrend saß, Meister Joslin, mit einem langen Mantel angethan. Als beim Einsteigen das Kleidungsstück auseinanderflog, da blitzte es unter demselben für einen Augenblick hell hervor. Es war das breite gewaltige Richtschwert, welches der vorsichtige Nachrichter für die geheimnißvolle Exekution rasch noch geschärft und blank gemacht hatte.

Im Wagen verband Destner seinem Reisegefährten mit einem schwarzen Seidentuche sorgfältig die Augen, dann rief er dem Kutscher ein „Vorwärts“ zu, und fort rollte der Wagen mit seinen beiden unheimlichen Insassen, dem fernen Orte zu, wo das entsetzliche Drama sein blutiges Ende finden sollte.

Sechstes Kapitel.

In Gräfinthal.

Zu derselben Zeit, als Destner auf der Birmasener Straße durch das Annweilerer Thal nach Landau fuhr, ritt ein Reiter von der herzoglich-zweibrückischen Oberamtsstadt Bergzabern aus der westlichen Grenze der Pfalz zu. Er trug ein Habit von fremdartigem Schnitt, einen Rock mit zugespitzten Schößen und großen Klappen auf der Brust; die langen Lederhosen steckten in Stiefeln und auf dem frei herabhängenden ungepuberten Haar saß ein hoher Hut mit breiter Kränze, den ein schwarzes Band mit großer Schnalle und zur Seite noch eine kleine blau-weiß-rothe Kokarde zierte.

Das Gesicht blickte trozig, fast drohend in die Ferne und die ganze Haltung des Mannes hatte etwas Keckes, Selbstbewußtes, das den Bauern, an welchen er vorübertrabte, ganz ungewöhnlich imponiren mußte. Allerwärts, auf den Feldern, wie in den Gassen der Dörfer, in den Herbergen, wurde er neugierig doch nicht unfreundlich angestaunt. Das Äußere des Reiters, besonders die Kokarde, zeigten nur zu deutlich, daß er aus Frankreich komme, aus dem Lande, wo das Volk sich gegen seine Unterdrücker erhob, um frei und glücklich zu werden. In dem ersten Augenblick hätte man in dem ausländischen Reisenden den ehemaligen Förster von Jägersburg, Henry Dümmler, nicht

wieder erkannt, so sehr hatten die paar Monate und die Kleidung ihn verändert. Doch war diese Umwandlung wohl vor allen Dingen durch seinen Aufenthalt in Paris, die be rauschende Luft der Revolution und der Freiheit, welche er dort geathmet, zu Wege gebracht worden.

Aus dem jungen Manne mit dem wilden grimmen Haß gegen die Despoten seines Vaterlandes war ein selbstbewußter energischer Revolutionär geworden, der bereits mit den Ultras der pariser Bewegung für Republik, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit des Volkes schärmte. Seine Augen leuchteten, als er durch die Berge seiner Heimath, der schönen armen Pfalz ritt, offen das Zeichen seiner Gesinnung, die blau-weiß-rothe Kokarde, zur Schau tragend, trotz herzoglicher Beamten und Schergen anderer kleiner Gewalthaber. Denn überall begegnete er Sympathien, die sich mehr oder minder schüchtern, hier und dort auch frei und fest ihm kundgaben. Wo es ihm gestattet war, kam er ihnen entgegen, denn wo er Halt machte, einkehrte, versammelte sein Wort bald die Insassen der Herberge um sich, die ihm zulauschten, als ob er ein Evangelium kündete, ein Evangelium der Freiheit, das den Hörenden eine neue Zeit, ein neues glückliches Leben versprechen wollte. Doch nirgends hielt er sich lange auf, sein Mitt hatte ein Ziel, das er wohl rasch zu erreichen suchte. Nur als er am Morgen in dem Gebirgsdorf Fischbach eingekehrt, wo ein Weg sich nördlich nach Pirmasens und Homburg abzweigte, da rastete er längere Weile, denn er sahien nicht recht einig mit sich zu sein, welche Straße er ziehen sollte, nördlich, oder weiter durch den dunklen Faunwald gen Westen. Endlich entschied er sich für letzteren Weg und trabte weiter.

Nach einem beschwerlichen Mitt durch die gebirgige Gegend mit ihren schlechten Straßen langte Henry am späten Nachmittage in dem Dorf Blietsmengen, an der deutsch-lothringischen Grenze an.

Nach kurzem Fragen trabte er auf ein Gehöft zu, das sich vorthellhaft von den übrigen Häusern des Ortes abhob. Es lag außerhalb desselben und an dem Fuß der Höhe, auf welcher vor Zeiten die stolze Burg der reichen Herrn von Mengen gestanden hatte. Das Gehöft gehörte dem Abkömmling einer Seitenlinie des ausgestorbenen Geschlechts; es bestand aus einem mäßig großen Herrenhause, das mit feinen weiß getünchten Mauern freundlich durch die noch immer grünen Bäume lugte, und den zur Landwirthschaft nöthigen Nebengebäuden an Ställen, Scheunen und Schuppen. Einem Knechte übergab er die Zügel seines Pferdes und schritt dann auf das Haus zu, unter dessen Eingang bereits der Eigenthümer, ein junger Mann in einfacher, doch mehr städtischer als ländlicher Tracht erschienen war.

„Henry — Willkommen!“ rief dieser plötzlich mit freudigem Ton, dem Ankommenden entgegeneilend und beide Hände zum Gruße hinhaltend.

„Herr — von Altheim,“ entgegnete Dümmler, keineswegs in gleich herzlicher Weise, „ich freue mich, daß ich Sie daheim finde und hoffe auch sonst keinen vergeblichen Mitt gemacht zu haben. Sie erinnern sich doch wohl noch unseres Abkommens vor ungefähr zwei Monaten?“

Der Ton der Rede hatte auf den Anderen sichtlich erkältend gewirkt. Er blickte anfänglich recht traurig zu Boden.

Doch bald hob er den Kopf wieder, und das Außere seines Gastes musternd, sagte er mit leisem Vorwurf:

„Noch immer gleich zurückhaltend wie vor Monden, trotz Ihrer damaligen Versicherungen, trotzdem Sie während dieser Zeit, wie ich sehe, auch einer der Apostel der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geworden sind? Doch gleichviel!“ fuhr er herzlich wie früher und mit freudestrahlendem Blick fort. „Ich danke dem Himmel, daß er Sie uns zugeführt — gerade jetzt uns zugeführt. Nun kann Alles noch gut werden. Treten Sie ein in mein bescheidenes Heim und lassen Sie mich Ihnen berichten!“

„Sie haben also Nachrichten von meiner Schwester und meinem Vater?“

„Beide weilen in der Nähe, in Gräfinthal. Kommen Sie, drinnen sollen Sie Alles erfahren, was geschehen.“

Nachdem Herr von Altheim einem Knecht Befehl gegeben, für den müden Gaul seines Gastes zu sorgen, eilte er rasch voran in das Haus. Henry folgte ihm, und bald saßen die beiden jungen Männer vor einem Tisch, auf dem Speisen und Wein standen, die der Hausherr hatte auftragen lassen. Henry, der am Nachmittage scharf zugeritten und keine Einkehr mehr gehalten, langte zu und Herr von Altheim erzählte.

„Sie können sich meine Freude kaum vorstellen, welche mich erfüllte, als ich etwa eine Woche nach meiner Ankunft dahier, die Plinte auf der Schulter, die Gegend durchstreifte, um einen Braten für meine Küche zu schießen und bei dieser Gelegenheit ganz unerwartet Ihren Vater fand. Es war dicht bei dem Kloster Gräfinthal, kaum ein halbes Stündchen von hier, in einem kleinen Häuschen, das er bewohnt, mit einem Begleiter, dem Limburger, der Ihnen wohl auch auf dem Karlsberg unter dem Beinamen der „wilde Jäger“ bekannt gewesen sein wird. Dieser hatte mit einer rührenden Treue für den alten Mann gesorgt, eine wahr Last Hausgeräthe mit hierher geschleppt und das Häuschen mit dem Gärtchen, wo Beide sich eingerichtet, sogar gekauft.“

„Doch meine Schwester? — Sie erzählen mir nichts von ihr,“ unterbrach Henry den freudig erregten Bericht Altheim's.

Dieser antwortete vorerst nur durch einen Seufzer, seine Züge wurden ernst, und mit einem andern, merklich herabgestimmten Ton fuhr er fort:

„Ihrem Vater lebt, wie Sie wohl wissen werden, eine Schwester in Gräfinthal als Pförtnerin des Klosters. An sie hatte der alte Mann bei seiner Flucht aus dem Louisenhofe gedacht; bei ihr wollte er seine Tochter unterbringen. Es gelang, leider mir zu gut! Schon am Tage ihrer Ankunft fand Louise Aufnahme in dem Kloster; Ihr Vater verstand sich jedoch nur dazu, weil man ihm dabei gelobt, daß er sein Kind täglich, stündlich sehen und mit ihm verkehren könne. Anfangs und wenige Tage war es auch also, doch mir zu bald und plötzlich änderte sich Alles.“

„Alle Teufel,“ rief Henry mit aufflammendem Blick, Teller und Glas von sich stoßend. „Ich will doch nicht hoffen, daß die heuchlerischen Kuttenträgerinnen aus meiner armen Schwester eine Nonne machen wollen?“

Der Seufzer, den Herr Hans von Altheim jetzt hören ließ, klang diesmal wahrhaft lamentabel, und mit einer

Stimme, die ein schmerzliches Weh durchzitterte, antwortete er:

„Weider wird es wohl so kommen.“

„Und Ihr duldet es?“

„Wir können nichts mit Gewalt gegen das Kloster. Es liegt zwar auf pfälzer Boden, doch steht es unter der Jurisdiktion der Mezer Diöcese.“

Henry war aufgesprungen, und wild erregt durchmaß er den Raum, sich dabei mit den Fingern durch die langen Haare fahrend. Abgerissen doch energisch sprach er dabei, anfänglich wie zu sich selbst:

„Diese Schwarzen! — Doch Geduld, auch an sie kommt die Reihe, dann, wehe ihnen! — Büßen sollen sie, was sie durch Jahrhunderte an dem armen Volke gesündigt. — Fasse Muth, Hans! Ich höre es an Deinen Worten, sehe es an Deinen nassen Augen, daß Du meinem armen Schwesterchen wirklich gut bist, daß Du den reinen lieben Engel wirklich verdienst. Fasse Muth, sie wird Dein — auch wenn sie vorher eine Nonne werden müßte. Nur Geduld, und ich mache es wahr. Ich, ihr Bruder, gelobe es Dir!“ —

„Henry!“ rief Altheim mit einem Freudenschrei, und im nächsten Augenblick lag er am Halse, an der Brust Dämmers. Seine Aufregung war so groß, daß er jetzt wirklich weinte. Dazwischen raunte er Jenem zu:

„Dank Henry, daß Du endlich mein Herz erkanntest und mich Bruder nanntest. Ja, ich liebe Deine holde, reue Schwester über Alles, mehr als mein Leben, und müßte ich sie verlieren — auf eine solche entsetzliche Weise, für immer begraben hinter jenen kalten Klostermauern — ich würde wahnsinnig werden.“

„Beruhige Dich, Hans,“ erwiderte Henry ernst, doch mit dem Ausdruck innigsten Wohlwollens, „und baue auf mich. Die Zeit der Pfaffen und Klöster ist vorüber. Die Nationalversammlung hat bereits ihre ersten vernichtenden Decrete gegen sie geschleudert, andere noch entscheidendere werden folgen — sie können nicht ausbleiben! Und was jenseits der Grenze geschieht, wird sich hier wiederholen. Deshalb nur Geduld, und den Muth, den Kopf nicht verloren! — Vorerst jedoch erzähle mir Alles, was geschehen und wie das Unglück gekommen, genau und der Reihe nach, wenn Dir dies möglich sein sollte.“

Noch eine kurze Pause und Hans von Altheim, dessen Herz ebenso sehr von einer neuen hoffenden Freude, wie von einem tiefen Weh erfüllt war, hatte sich so weit gesammelt, daß er in seinem Bericht fortfahren konnte:

„Anfänglich erschien Louise jedesmal in dem Parloir, wenn der Vater sie zu sehen und zu sprechen wünschte, und stets kehrte dieser nach solchen Unterredungen mit seinem Kinde still zufrieden nach Hause zurück. Louise konnte ihm nicht genug erzählen, wie glücklich sie sich in dem Kloster fühle, wie die Schwestern, die Frau Aebstin es so gut mit ihr meinten; wie Erstere sie liebevoll unterrichteten, während die hochehrwürdige Frau ihr die seltenen und heiligen Schätze ihrer so herrlich geschmückten Kirche zeigte, und von den frommen Nonnen erzählte, die ein Glück in dem stillen Kloster gefunden, das ihnen die Welt nimmer hätte geben können. Bei solchen Berichten schüttelte der ehrliche Lim-

burger stets zweifelnd das Haupt und machte den alten Mann auf die Folgen einer solchen gefährlichen Umstrickung des Herzens und des Geistes des Mädchens aufmerksam, das sich ja immer als tief religiös zeigte.“

„Der Mann hatte Recht! Warum hörte mein Vater nicht auf ihn?“

„Dein Vater glaubte an die Wahrheit des ihm gegebenen Versprechens und ganz besonders noch baute er auf die innige Liebe seines Kindes. Doch er täuschte sich, nur zu rasch sollte er es erfahren!“

„Wetter!“

„Ich traf Deinen Vater und den Limburger — etwa eine Woche nach ihrer Ankunft in Gräfinthal und mein Glück über dies unerwartete, doch so sehnlich erwünschte Wiedersehen wurde schmerzlich getrübt durch die Berichte, welche ich, besonders vom Limburger, über Louise empfang. Noch am selben Abend ging der Vater in das Kloster, um sein Kind zu sehen, ihm zu sagen, daß ich gekommen und ganz in der Nähe wohne. Ich wartete in dem Hause seiner Rückkehr. Endlich kam er, doch welche Veränderung war während der kurzen Zeit seiner Abwesenheit mit dem alten Manne vorgegangen! Gebückt, mit nassen Augen betrat er von dem Limburger geleitet, das Haus. Er hatte Louise nicht gesehen, zum ersten Mal war er abgewiesen worden. Seiner Schwester hatte er natürlich meine Ankunft — wohl auch meine redlichen Absichten, die er kannte, mitgetheilt, und nach langem Harren war ihm die Antwort geworden: es sei für heute zu spät, er solle morgen wiederkommen.“

„Und am andern Tage?“

„Abermals vergebliche Gänge. Dein Vater hat seit jener Stunde Louise nicht mehr wiedergesehen; und doch vergeht kein Tag, wo er nicht vom Morgen bis zum Abend vor dem Kloster steht, einem Bettler gleich, und nach dem Anblick seines Kindes jammert.“

„Du hast richtig geschlossen,“ in ihren heiligen Netzen, die jedoch nur solche des Satans sind, wollen sie das unerfahrene Mädchen fangen.“

„Was mag Louise während dieser langen Zeit erduldet haben? Ich darf es mir nicht ausmalen — könnte wahnsinnig darüber werden!“

„Entweder halten die Elenden sie mit Gewalt zurück, oder — sie haben der Armen die schwärzesten Lügen hinterbracht. Wir werden es erfahren. Führe mich vorerst zu meinem Vater, dann suche ich Louise auf. Lasse mein Pferd wieder satteln, ich muß noch in der Nacht nach dem Karlsberg, doch morgen kehre ich zurück und befreie sie uns, wenn es sein muß, mit Gewalt.“

„Dein Pferd ist zu sehr ermüdet, um einen neuen und so anstrengenden Ritt aushalten zu können, bis nach Gräfinthal wird es wohl noch gehen. Ich werde es benutzen und Dir dafür das meinige geben.“

So sprach Altheim und erteilte seine Befehle. In kurzer Zeit waren die Pferde gesattelt und beide Männer ritten davon, dem Dörfchen Blesbolgen und dem stillen Thale zu, in dem das Nonnenkloster Gräfinthal lag.

Schon schimmerten in der Ferne die weißen Klostermauern durch die mächtigen Linden den beiden Reitern ent-

gegen. Da wurde plötzlich der laute Freudenruf einer mächtigen Stimme hörbar.

Vor dem kleinen Häuschen zur Seite des Weges stand die gewaltige Gestalt des Limburgers, der Herrn von Altheim erkannt hatte. Wenn der junge Dümmler dem ehemaligen herzoglichen Jäger auch nicht fremd geblieben, so hätte er ihn doch jetzt in dem ausländischen Habit und bei der zweifelhaften Beleuchtung des Abends nicht wieder erkennen können. Dafür begrüßte Henry den treuen Menschen mit einem frohen Jägerschrei und, abgesehen, auch mit einem warmem Druck seiner Hand. Die Bekanntschaft war bald erneuert und auf die Frage Henry's nach seinem Vater erwiderte der Jäger mit rauhem Ton, der wohl seine innere Erregtheit verbergen sollte:

„Wo soll der arme Alte sein? Wo er Tag für Tag, von früh bis spät ist: vor der verschlossenen Klosterpforte, um sein Kind bettelnd, das die Satansnonnen uns gestohlen haben. Ein Anblick zum Erbarmen, das einem ehrlichen Menschenkinde das Herz im Leibe herumdrehen könnte. — Doch, huffah! jetzt wird's anders!“ rief er nun mit seinem ganzen breiten Gesicht lachend, während seine Fäuste sich ballten und die kleinen Neugelein Feuer sprühten. „Jetzt ist die richtige Hilfe da, denn der Bruder wird doch nicht zugeben, daß unsere arme Louise dort in dem elenden Steinhäusen lebendig begraben wird!“

„Das soll bei Gott nicht geschehen, Limburger! Geben die kuttenträgerischen Heuhlerinnen unsere arme Louise nicht gutwillig heraus, so nehmen wir sie uns mit Gewalt.“

So sprach Henry mit wilder Energie, und nun versuchte der dicke Jäger sogar einen Freudensprung, der indessen nur halb gerieth. Dabei rief er mit seinen lautesten Tönen:

„Gewalt! — Da höre ich einmal das rechte Wort. Wir drei werden es schon zu Wege bringen; ich spreng die Thüre des Nestes und dann ich meinen Kopf an ihren Eisennägeln zerschellen sollte. Doch wird dies kaum nothwendig sein, denn ich kenne schon seit Langem ein Pförtchen, das sich geräuschlos öffnen läßt und dieselben Dienste thun wird.“

„Wir reden noch davon, Limburger,“ sagte Henry, den Eifer des Mannes hemmend. „Vorerst muß ich meinen Vater sehen.“

„Dort unter den Bäumen könnt Ihr ihn finden, bis die Abendglocke geläutet wird und ich ihn hole.“

Henry eilte bereits auf die Linden zu. Altheim und der schwerfällige Limburger folgten ihm nur langsam.

Auf der Steinbank neben der verschlossenen Klosterpforte saß der alte Dümmler, die Hände um seinen Stock gefaltet und den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Sein Haar war während der zwei Munden vollständig weiß geworden und das Licht der armen Augen hatte in erschreckender Weise abgenommen. Die bitteren Thränen, welche sie Tag und Nacht vergossen, hatten unbarmherzig das Werk der Vernichtung fortgesetzt. Nur in nächster Nähe vermochte er noch Gegenstände nothdürftig zu erkennen und nur bei hellem Tage den wohlbekanntem Weg von seinem Häuschen nach der Pforte, die sein Lebensglück ihm verschloß, finden.

„Vater!“ rief es plötzlich aus der Ferne, mit einem

Ton, den Freude und Schmerz durchzitterten, und jäh hob der alte Mann den Kopf empor und starrte in der Richtung, von wo der Ruf erklungen.

Konnte er die Gestalt, welche sich ihm in raschem Lauf näherte, nicht erkennen, so hatte er dafür die Stimme erkannt. Den Stock fallen lassend, breitete er beide Arme aus. —

„Henry!“ klang es zitternd, und an der Brust des Vaters lag der Sohn, ihn küssend, an sich pressend und seine Thränen mit denen des alten, so hart geprüften Mannes vereinigend.

Nach einer Weile, als die Aufregung der Beiden sich in Etwas gelegt und ein Reden gestattete, flüsterte Henry dem Vater, den er noch immer umfassen hielt, zu:

„Ich weiß Alles, kenne das entsetzliche Weh, welches man Eurem Herzen angethan. Doch Muth, Vater, es wird anders werden, ich löse Louise aus den Banden, in die nur Lug und Trug sie geschlagen, und führe sie zurück in Eure Arme.“

Der alte Dümmler schüttelte langsam den Kopf.

„Ich habe keine Hoffnung mehr — keine!“ sagte er fast tonlos. „Selbst wenn Louise zurückkehrte, wäre sie mir verloren, denn nur der eigene Wille kann es sein, der das Kind fern von dem Vater hält. Auch habe ich versucht, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß sie — für ewig dort in dem Hause weilen soll. Nur sehen möchte ich sie! nur noch einmal sehen, bevor mein Augenlicht für immer erlischt. Darum flehe, bettle ich, tagtäglich und immer vergebens!“

„O, es ist entsetzlich, kaum zu glauben!“ rief Henry ingrimig und die Hände ringend.

„Du glaubst das Weh zu kennen, welches man meinem Herzen angethan?“ fuhr der alte Dümmler fort. „O, wie täuschest Du Dich, mein Sohn! — Was gleicht wohl dem Schmerz, den das Herz des Vaters empfindet, der sein Kind als todt beweinen muß, während es noch lebt! ihm ganz nahe lebt? wer kann seine Größe ermessen, der nicht in gleicher Lage von ihm gefoltert wurde? Dort ist sie — dort, vielleicht keine hundert Schritte von mir entfernt und doch bis in die Ewigkeit von mir getrennt. O, wäre ich todt und läge auf der Bahre, dann käme sie vielleicht, bevor man mich einscharrte und ihr lieber Blick träfe mit einer Thräne das erstarrte Antlitz des Vaters! — Giebt es ein Jenseits — ich würde ihn empfinden, diesen letzten Blick meines Kindes, das mein Alles auf dieser Welt gewesen und das man mir lebendig begraben!“

Auf's Neue begann der alte Mann bitterlich zu weinen, Henry, der sich nicht mehr halten konnte, sprang an der Bank empor und lief verzweifelt umher.

„Haltet ein, Vater!“ rief er. „Ich kann Euer Zammern nicht mehr mit anhören. Ich gelobe es Euch, Ihr sollt Louise wiedersehen, deren Herz sich gewiß eben so sehr nach Euch sehnt, die man nur mit Gewalt in ihrem Kerker zurückhält. Ihr sollt sie wiedersehen — oder ich will nicht leben. Nur beruhigt Euch — hört auf mit diesen Klageworten und Tönen, die mir das Herz zerreißen!“

Dabei war er, sich nur von seiner augenblicklichen Aufregung leiten lassend, auf die Klosterpforte zugeeilt und hatte den schweren Klopfer mehrmals mit aller Gewalt wider die

Wohlen fallen lassen, daß es weit durch den vorderen Theil des Gebäudes hallte.

Da begann die Glocke der Klosterkirche in einzelnen, langsam verklingenden Klängen den Abendsegen zu läuten, zugleich öffnete sich ein kleines Schiebfensterchen in der Pforte und das Gesicht eines Knechtes erschien hinter dem Kreuzgitter mit der Frage, wer noch so spät und so laut poche und was sein Begehre sei.

„Einlaß!“ rief Henry. „Mit Eurer Aebtissin muß ich reden.“

„Zu spät für heute, kommt morgen wieder,“ lautete die sehr ruhig gegebene Antwort des Mannes. Das Fensterchen schloß sich wieder, doch wurde nun das rauhe Bellen mehrerer Hunde in dem nahen Klosterhof vernehmlich.

Henry zog sich von der Pforte zurück. Mit drohendem Blick und erhobener Faust rief er noch:

„Auf morgen denn! Einmal am Tage wird Eure Pforte wohl offen sein.“

Dann kehrte er zu dem Vater, der während dem aufgestanden war, zurück, umfaßte ihn sanft und sagte:

„Kommt Vater, ich geleite Euch nach Hause, denn ich muß fort, um morgen wieder bei Euch sein zu können.“

„Keine Freude soll mir mehr werden auf dieser Welt,“ seufzte der alte Dümmler, indem er sich langsam von seinem Sohne davon führen ließ. „Raum habe ich Dich wieder gefunden, so drängt es Dich auch schon wieder fort.“

„Ich muß, Vater!“ flüsterte Henry ihm zu. „Ich komme aus Frankreich und das Ziel meines Rittes war der Karlsberg — doch nicht sein fluchwürdiger Herr. Daß ich Euch hier fand, war nur ein Zufall, den ich als den allerglücklichsten preise. Meiner Pflichten ledig, kehre ich sogleich zu Euch zurück, und dann sollt Ihr nicht länger von Euren Kindern getrennt leben — Louise wird für immer an Eurer Seite weilen.“

„Nach dem Karlsberg willst Du?“ fragte der alte Dümmler, dessen Besorgniß um den Sohn größer war, als die Hoffnung, welche die letzten Worte hatten erwecken sollen. „Fürchtest Du denn dort keine Gefahren für Dich?“

„Nein, Vater! Auf dem Berge giebt es Gewalten, weit mächtiger noch, als die des Herzogs. Mein Weg ist sicher, und wohlbehalten bin ich morgen wieder hier bei Euch. Nur darf ich nicht zögern.“

„Dann gehe mit Gott, mein lieber Henry! Ich will Deinen Worten vertrauen, Deiner harren und — hoffen! — Ach!“ fuhr er leiser fort, „dürstest Du mir auch Tröstliches von dort mitbringen, mein armes Herz würde Dir dankbar dafür sein, denn ich liebe Euch ja Alle gleich innig, und sie — war ja auch mein Kind.“

Henry antwortete nicht, doch fühlte der Vater wie der ganze Körper seines Führers zitterte und wie dessen Hand sich für einen Augenblick so fest um seinen Arm krallte, daß es ihn schmerzte.

Altheim und der Limburger waren dem Paare gefolgt, das nun bei dem Häuschen anlangte. Hier übergab Henry den Halbblinden seinem treuen Hüter, dann nahm er Abschied.

Noch einmal umarmte, küßte er den Vater, drückte Altheim und dem Limburger die Hand und sagte:

„Auf morgen!“

Dann bestieg er sein Pferd und ritt davon.

„Halte Wort, mein Sohn!“ rief der alte Dümmler ihm noch nach, „denn kehrtest Du nicht zurück, ich müßte ver-zweifeln an meinem eigenen Fleisch und Blut und in meinem Weh vergehen.“

Der Reiter wandte sich um und mit lauter Stimme erwiderte er:

„Ich komme Vater — morgen! — oder ich müßte denn nicht mehr unter den Lebenden sein.“

Damit sprengte er weiter und war bald den Augen der ihm Nachschauenden entschwunden.

Siebentes Kapitel.

Eine geheimnißvolle Blutthat.

Eine lange Weile hatte die arme Elsa allein in ihrer schmerzlichen Lage in dem Papageien-Salon zubringen müssen. Die seidenen Stricke schnitten scharf in Hände und Füße ein und verursachten den zarten Gliedern ein Weh, das im Verein mit der Unbeweglichkeit, wozu die Liegende verdammt war, bald zu einer wahren Marter wurde, die den Augen des unglücklichen Geschöpfes Thränen des Schmerzes entpreßte.

Welch' ein Unterschied, noch vor einer Stunde und jetzt! Damals an der Seite des Liebsten, in höchstem Glück des Lebens schwelgend und jetzt, auf derselben Stelle, gefesselt, von Schmerz gefoltert und wohl noch Entfehllicherem entgegensehend. O, der Gedanke war nicht zu ertragen, er mußte wahnsinnig machen. Die Zähne preßte die Aermste zusammen, doch bald schlugen sie klappernd aufeinander, keuchende Töne rasenden Schmerzes entzogen sich den zuckenden Lippen — und immer blieb es stille um sie her, keine Vinderung, keine Hülfe! Bald mußten ihr die Sinne vergehen, die nicht mehr zu ertragende Marter eine Ohnmacht herbeiführen, die wohl der Vorbote des Todes sein konnte.

Doch nein, so leicht sollte ihre Strafe, ihr Ende nicht sein, die Arme war zu Furchtbarerem bestimmt.

Die Thüre des Salons öffnete sich und zwei Bediente traten ein.

Elsa, deren Blicke bereits umschleiert waren, sah sie, erkannte die Näherkommenden. Es waren Leute, die vor Stunden noch sich vor ihr in den Staub gebückt. Sie wollte zu ihnen reden, sie um Hülfe, wenn auch nur für einen Augenblick anflehen, doch sie vermochte es nicht. Dafür entwand sich jetzt ihrer ringenden Brust ein Seufzer, von erlösender Freude durchzittert: die beiden Diener hatte begonner, sie von ihren Banden zu befreien.

Die Seidenstricke fielen, doch noch vermochte Elsa nicht Arme und Füße zu rühren, wenn auch das Gefühl eines neuen Lebens mit dem Schwinden des Schmerzes ihren Körper durchströmte.

Schweigend blieben die Männer vor ihr stehen, gleichsam auf eine Bewegung der Gefangenen wartend.

Ein Königskind.

Eine historische Erzählung von Karl Bastrow.

Erstes Kapitel.

Am einem schwülen Augusttage des Jahres 1792 fuhr ein mit zwei schwarzen Pferden bespannter verdeckter Wagen durch eine der Hauptstraßen der Stadt Paris. Dichtgedrängt stand das Volk zu beiden Seiten des Weges, neugierig auf das sonderbare Gefährt schauend, das von einer Abtheilung Garde-Drägoner eskortirt wurde. Hin und wieder erhob sich drohend ein Arm oder eine bewaffnete Hand aus dem Gedränge. Auch Verwünschungen wurden laut, ohne daß diese Zeichen des Aufruhrs irgend welche Verbreitung gefunden hätten. Die Bewohner der Hauptstadt waren bereits abgestumpft durch die Gräuel der letzten Tage. Paris befand sich in den höchsten Stadien der Revolution, und das Ende derselben war noch keineswegs abzusehen.

Am Ende der Straße, inmitten eines großen freien Platzes, erhob sich jenes finstere Staatsgefängniß, welches unter der Bezeichnung „Temple“ bereits über fünfshundert Jahre alt war und mit den geschwärzten Mauern, den hoch in die Luft hinein drohenden Thürmen, den schmalen, mit mächtigen Eisengittern versehenen Fenstern, hinter denen jedes Leben erstarrt schien, einen unheimlichen Eindruck machte. Waren doch die schönen Zeiten zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, in welchen es als Residenz Philipp's des Schönen gedient hatte, längst vorüber, und jetzt zweifelte Niemand mehr an seiner Bestimmung, welche keine andere war, als die Insassen auf die Schauer des Grabes vorzubereiten.

Die mächtigen Eisenflügel des Thores schlugen klappernd auseinander und der Wagen hielt auf dem engen Gefängnißhofe. Ein Nationalgardist öffnete schweigend den Schlag. Eine Dame und ein Herr, sowie ein siebenjähriger Knabe und ein um mehrere Jahre älteres Mädchen entstiegen dem Wagen.

Die Gesichter zeigten einen gemischten Ausdruck. Furcht und Zweifel, Erwartung und Neugier gaben sich in den Gesichtern zu erkennen, in denen die Aehnlichkeit der Züge darauf schließen ließ, daß sie eine Familie bildeten. Nur die ältere Dame machte in dieser Beziehung eine Ausnahme. Die großen Augen blickten stolz und fest auf die Umgebung. In ihrer Haltung lag so viel Würde und Majestät, daß Jedermann aus der bunten Versammlung ringsum sich davon beeinflusst fühlte. Sie hielt den kleinen siebenjährigen Knaben bei der Hand, während das bereits vierzehnjährige Mädchen neben dem Manne herschritt, dessen Züge trotz aller angenommenen Ruhe den Ausdruck der Sorge nicht verbergen konnten, welche sein Inneres erfüllte.

Die Familie, welche soeben den finsternen Hof des alten Staatsgefängnisses betrat, war keine andere, als die Ludwig's des Sechzehnten, die unglücklichste Herrscherfamilie, wie die Schicksale einer solchen je in den Büchern der Geschichte verzeichnet stehen.

Das Zimmer, in welches man sie führte, war eins der wenigen, die in der Ausstattung und Einrichtung noch an die Glanzepoche des alten Gebäudes gemahnten. Alterthümliche Möbel, an den geschwürktesten Styl der Rococco-Zeit erinnernd, waren an den Wänden ringsum aufgestellt. Die letzteren zeigten verblichene Tapeten. Kunstlos eingefasste Oelgemälde, Jagdszenen und Porträts der alten Herrscher Frankreichs darstellend, bildeten die einzige Verzierung des Gemaches. Die Teppiche, welche den Parquet-Fußboden bedeckten, waren stellenweise zerrissen und vermodert, ihre ursprünglich lebhafteste Farbenpracht hatte sich in ein schmutziges Grau verwandelt.

Die Königin musterte diese ungemüthliche Umgebung mit einem raschen, prüfenden Blick, während der König die Arme verschränkte, sich auf die Ottomane warf und nachdenklich vor sich hinsarrte.

„Das wäre nun unser Loos!“ rief Marie Antoinette schluchzend, „wie gemeine Verbrecher behandelt man uns! ... Entsetzlich! ... Uns, die Abkömmlinge der ersten Königs-geschlechter der Welt! gefangen, vor das Forum eines Tribunals gestellt, das der schmutzige Sumpf bestialischer Pöbelwuth an die Oberfläche getrieben. Mußte es dahin kommen?“

Der König zuckte die Schultern. Der kleine Dauphin begriff den Schmerz der Mutter. Er faßte deren seidene Robe mit der kleinen Hand und schaute mit den blauen, klaren Augen die liebevolle Beschützerin seiner Kindheit wehmüthig an. Die Prinzessin nur kniff mit dem Ausdruck unendlichen Trostes in den wunderschönen Augen die Lippen zusammen. Die kleinen Hände ballten sich, die dunklen Brauen zogen sich zusammen. Fast unmerklich stampfte sie mit dem rechten Fuße auf den Teppich. Die kleine Marie Theresia hatte den ganzen Stolz der Mutter, aber auch die Festigkeit und Unererschrockenheit ihrer Großmutter ähnlichen Namens, der weltberühmten Marie Theresia, geerbt.

„Ich hoffe Alles von der National-Versammlung,“ nahm der König nach langem Schweigen das Wort. „Ist sie auch im Prinzip eine Gegnerin des Königthums, so befinden sich doch ehrenwerthe Männer genug in ihrer Mitte, die wenigstens kein ungerichtetes Urtheil fällen werden.“

Marie Antoinette machte eine spöttische Bewegung mit den Lippen.

„Du hoffst noch?“ fragte sie in beinahe vorwurfsvollem Tone, „jetzt, nachdem Alles verloren ist? Vor wenigen Tagen noch hätte ich diese Hoffnung getheilt. Unsere Soldaten haben heldenmüthig gekämpft. Zurückgeschlagen war die wüthende Meute. Schrecken und Verwirrung hatte die feigen Bluthunde ergriffen. Die Schweizergarden aus Courbevoin waren im Anmarsch. Warum unterzeichnetest Du die Ordre, die ihren Marsch aufhielt? Warum ließest Du den tapferen Schweizern im Schloß den ferneren Widerstand verbieten? Kampf bis auf den letzten Athemzug! bis

auf's Aeußerste Widerstand geleistet! der Anfang war gemacht. Dein Wankelmuth ist unser Verderben, Ludwig!"

„Konnte ich anders handeln?“ fragte der König sanft. „War ich nicht allerseits von unseren Feinden umringt? Bestürmten mich nicht bereits Mitglieder der National-Versammlung und meine eigenen Offiziere, dem Gemetzel Einhalt zu thun?“

„Erlauben Sie, Papa!“ rief Marie Therese, „daß ich mich auf die Seite der Mama stelle? Sie können kein Blut sehen, Papa, das wissen die Feiglinge nur zu wohl. Ach! wenn ich an Ihrer Stelle wäre, wie wollte ich die Pöbelrotten zu Paaren treiben!“

Ludwig zuckte kaum merklich die Schultern. Vielleicht fiel der Gedanke ihm in diesem Augenblicke schwer auf's Herz, daß er immerhin durch seinen Mangel an Energie einen großen Theil des Unglückes seiner Familie verschulde. Die eigene Tochter gab ihm den Rath, den ihm vielleicht schon mancher energische Staatsmann gegeben hatte, den er auch gehört, in seiner Wankelmüthigkeit jedoch verworfen hatte, weil ihm in der nächsten Minute vielleicht ein anderer Vorschlag zweckmäßiger schien.

„Die National-Versammlung kann nichts thun. Sie ist vom Volke gewählt, und das Volk will unseren Tod!“ nahm die Königin das Wort. „Ach! wär' ich jetzt mit meinen Kindern in unserem lieben, stillen Wien!“

Ludwig kämpfte mit Gewalt eine Thräne nieder, die aus seinem Herzen aufstieg. Der Schmerz der Seinen rührte ihn tief. Er suchte Alles hervor, um sie zu trösten.

„Das Ausland kommt uns zu Hülfe, die Preußen sind im Anmarsch begriffen. Die Invasions-Armee ist bis Longwy vorgeückt. Wenige Wochen und sie steht vor den Thoren von Paris!“

Marie Antoinette schüttelte langsam den Kopf und sagte schmerzmüthig:

„Ich glaube und hoffe nichts mehr! Die erste Königsfamilie Europa's gefangen im Temple! Das ist unerhört!“

„Und ich weiß, daß alle Staaten Europa's mit Entsetzen und Abscheu auf diese Maßnahmen einer entarteten Volksregierung sehen. Auch Oesterreich kommt uns zu Hülfe. Seine Heere stehen bereits am Rhein!“

In diesem Augenblicke wurde leise an die Flügelthür gepocht. Ludwig selber öffnete. Ein ältlicher, mit peinlicher Sorgfalt in Schwarz gekleideter und frisirtter Herr stand in respektvoller Haltung auf der Schwelle. Sein sorgenschweres Antlitz wurde von einem freundigen Lächeln erhellt, als der König ihm sogleich beide Hände entgegenstreckte mit den Worten:

„Clery! Du bist's, Du alter treuer Diener meines Hauses? Haben sie Dich wirklich so ohne Weiteres zu mir gelassen?“

„O, Sire!“ erwiderte Clery mit einer Thräne im Auge, „sie mußten wohl. Sehen Sie diesen Dolch? Ich hätte ihn mir in die Brust gestoßen, wenn sie mir die Erlaubniß verweigert hätten. Ja, das hab' ich den Schergen gesagt, Sire!.. und ein alter Herr aus der National-Versammlung hat gerufen: Laßt ihn! laßt ihn seinen Willen. Er ist ein alter harmloser Domestik! ein alter Hund, der an's Haus gewöhnt ist. Er hat Sympathie beim Volk, das solche An-

hänglichkeit liebt. Laßt ihn hinein in den Temple, den alten Clery! es könnte unangenehm auffallen, thäte man's nicht!“

„Willkommen, Clery!“ sagte Marie Antoinette, dem treuen Diener beide Hände entgegenstreckend; „ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen!“

„Oncle Clery!“ rief der kleine Dauphin, an dem Eintretenen in die Höhe kletternd. Dieser hob den Prinzen zu sich empor und küßte ihn gerührt auf die Wangen. Nur Prinzessin Marie Therese verharrte in ihrem stolzen Schweigen.

„Was giebt es Neues, mein lieber Clery?“ fragte der Monarch.

„Leider kann ich Eurer Majestät nur sehr wenig Gutes verkünden,“ berichtete der Diener. „Man hat das Schloß gestürmt und arge Verheerungen darin angerichtet. Darnach aber — erschrecken Sie nicht, Majestät!“ — sprach er in gedämpftem Tone weiter — „hat man hinter der Tapete Ihres Studierzimmers den Wandschrank entdeckt, welcher die geheimen Papiere enthält, die —“

Ein Schrei unterbrach ihn. Marie Antoinette hatte ihn ausgestoßen. Ein Schauer durchflog ihren Körper, und mit dem Ausdruck der wildesten Verzweiflung schlug sie die Hände vor dem Gesicht zusammen.

Auch Ludwig war bleich geworden. Sein Auge stierte zur Erde. „Die geheimen Papiere,“ murmelte er.

„Ja, Sire!“ fuhr der alte Diener fort, indem er angstvoll die Veränderung in den Gesichtszügen des Gebieters studirte, „man hat das Concept eines Briefes an den Erzbischof von Clermont gefunden und darin Eurer Majestät königliche Handschrift erkannt. Es heißt darin wörtlich, daß Eure Majestät nach Wiedererlangung Ihrer Macht die alte Regierung wieder herstellen und die Geistlichkeit in den nämlichen Zustand versetzen würden, in welchem dieselbe sich früher befunden hat. Alle Pläne und Verschwörungen Eurer Majestät und des Hofes gegen die Revolution liegen offen vor den Augen unserer Feinde. Die Beziehungen zu Mirabeau, die Correspondenz mit den auswärtigen Mächten, die Vorschläge der Freunde des Königthums, — Alles, Alles ist entdeckt!“ —

„Wir sind verloren,“ murmelte Ludwig, „nun hoffe ich nichts mehr und fürchte Alles!“

„Was sagte ich?“ fragte die Königin in vorwurfsvollem Tone, „hatte ich nicht recht, als ich sagte: Bevor ich das Schloß verlasse, will ich mich an seine Mauern annageln lassen? Jetzt rettet uns nichts mehr!“

„Das Schlimmste kann und wird nicht eintreten,“ nahm Ludwig nach einer Pause das Wort, „es giebt keinen Richterstuhl, der über Ludwig den Sechszehnten ein Urtheil fällen kann. Der König von Frankreich ist unverleßlich!“

„Wenn schon diese Frage einer Erörterung unterzogen wird, so ist es wahrlich weit genug mit uns gekommen!“ rief die Königin mit finsternem Zusammenziehen der schön-geschwungenen Brauen.

„Es ist gut, sich auf das Schlimmste vorzubereiten!“ erwiderte Ludwig, während Clery das Zimmer verließ, und in seiner Haltung sowohl, als in dem Tone seiner Stimme lag eine erhabene Ruhe, welche ihres Eindruckes auf die Zuhörer nicht verfehlte. „Es ist jedenfalls ein Trost für mich,

zu wissen, daß ich nicht der einzige Unglückliche aus königlichem Geschlecht bin. Die Geschichte Englands ist nicht arm an ähnlichen Beispielen.“

„Sire,“ erwiderte die Königin, „wenn das ein Trost sein soll, so ist er ein sehr armsüßiger! Ich wenigstens wüßte keinen traurigeren, den ich ihm an die Seite stellen könnte!“

Der Gouverneur des Staatsgefängnisses trat mit der Meldung ein, daß die Zimmer der königlichen Familie in Stand gesetzt seien.

Ludwig warf Marie Antoinette einen auffordernden Blick zu. Sie ergriff den Arm des Gatten. Die Prinzessin faßte den kleinen Dauphin bei der Hand, worauf sie den Salon verließen.

Die Besichtigung der wenigen Zimmer, welche der unglücklichen Familie eingeräumt worden waren, nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Bald waren die vier Personen mit ihrem Schmerz allein, verlassen von allen ihren Freunden, von den Wenigen, die es treu und redlich mit ihnen meinten.

Trübe Tage kamen. Niemand wurde zu der armen Königsfamilie gelassen. Nur die Schwester des Königs, Madame Elisabeth, und der alte Clerj hatten Zutritt. Der König war lebziglich auf den Verkehr mit den Seinen beschränkt, aber dieser Umgang bildete den einzigen Trost des hohen Gefangenen. Er unterrichtete seinen Sohn in allen den Wissenschaften, in denen er selbst erfahren war. Er prägte ihm die großen Tugenden ein, welche die Mächtigen der Erde in so seltenen Fällen besitzen, die Entfagung, die Duldung.

Seine freie Zeit füllte der König mit Lektüre aus. Die Geschichte Englands von Hume war sein Lieblingsbuch. Mit Karl dem Zweiten von England verglich er sich am liebsten. Er unterzog dessen Regierungsbahn einer scharfen Kritik und gelangte zu dem Schlusse, daß dieser Herrscher an seinem Schicksal vielfach selber die Schuld trage im Gegensatz zu ihm, der stets das Beste seines Volkes gewollt.

Da traten eines Tages zwei ernstblickende Männer in das Cabinet des Königs. Der eine war schwarz gekleidet und zeichnete sich durch ein würdevolles Aeußere aus. Der andere trug die Uniform eines republikanischen Generals. Sein Auge blickte finster, fast streng, die harten und eckigen Züge verschwanden zum Theil unter einem mächtigen Vollbart. Er mochte im Anfange der Vierziger stehen. Seine Haltung trug das Gepräge jener Arroganz und jenes Hochmuthes, welche die sicheren Kennzeichen der Emporkömmlinge sind.

„Bürger!“ nahm der ersterwähnte der beiden Männer das Wort, „wir kommen im Auftrage des Konvent, vor dessen Schranken Du erscheinen sollst. Ich bin der Maire, mein Begleiter ist der General Antoine Joseph Santerre, Bürger von Paris!“

Der König verbrügte sich mit jener weltmännischen Eleganz, die ihm so wohl stand.

„Muß ich vor diesem Forum erscheinen?“ fragte er so ruhig, als es ihm möglich war, „hat sich kein anderes Tribunal gefunden, das meine Rechte wahrnehmen könnte? Ich vermag dem Konvent beim besten Willen ein Recht, mich zu verurtheilen, nicht zuzuerkennen!“

„Bürger!“ rief der republikanische General in strengem Tone. „Es ist hier durchaus kein Zweifel zulässig. Der Nationalkonvent repräsentirt das ganze Volk, und das Volk allein schließt alle Interessen in sich, und da alle Interessen vereinigt die Gerechtigkeit ausmachen, so ist es klar, daß der Konvent nur Gerechtigkeit übt, wenn er über Ludwig zu Gericht sitzt!“

Der König schüttelte den Kopf.

„Das ist Sophistil!“ sagte er in ruhigem Tone, „und daß man mich zwingt, vor dem Konvent zu erscheinen, ist eine Gewaltthat, doch muß man ihr nachgeben.“

„Ich habe Dir ferner mitzutheilen, Ludwig, daß von dem Augenblicke an, mit welchem das Verhör beginnt, jede Zusammenkunft mit Deiner Familie verboten ist!“ fuhr Santerre in dem vorigen Tone fort.

Der König zuckte zusammen.

„Auch das noch!“ murmelte er, „das ist allerdings mehr, als ich ertragen kann!“

Die beiden Revolutionsmänner zuckten die Schultern.

„Der Konvent hat es befohlen!“ das war die einzige Entschuldigung, welche ihnen zur Verfügung stand.

Der König begab sich zu seiner Familie. Marie Antoinette saß neben ihrer Tochter auf dem Divan, der Dauphin spielte zu ihren Füßen. Die beiden Frauen unterhielten sich in leisem Flüstertone von dem neuen Ereigniß. Sie hatten den gefürchteten General der Republik kommen sehen, und die Königin, welche von all' den Persönlichkeiten der Revolution genaue Kenntniß hatte, wußte auch bereits, was sie von dem Bierbrauer Santerre erwarten konnte.

„Der König hat Schuld an unserem Unglück,“ sagte Marie Antoinette zu der regungslos neben ihr sitzenden Tochter. „Wäre er ein Mann, verstände er so gut zu handeln, wie zu leiden, wir säßen nicht hier wie fluchwürdige Verbrecher!“

„O, theure Mama!“ rief Marie Therese aufschluchzend, „wäre ich doch in diesem Augenblicke König von Frankreich! aber gleichviel... ich werde einst Gelegenheit finden, mich zu rächen! Komme ich nur mit dem Leben davon... die finsternen Mächte, welche über die Geschichte der Völker zu Gericht sitzen, die blutigen Geister der Geschichte nehme ich in meinen Dienst. Ich zwinge sie, mir unterthan zu sein, und keinen Mann soll je ein Strahl meines Auges beglücken, er lege mir denn die Geißel zu Füßen, mit der er den Pöbel von Paris zu Tode gepeitscht!“

Die Lippen bebten. Die schönen, feurigen Augen in dem bleichen Antlitz der Jungfrau sprühten Funken. In diesem Augenblicke trat Ludwig der Sechszehnte ein, ruhig und gefaßt, mit einem Anflug von Berstrentheit in Haltung und Bewegung.

„Ich komme, um Abschied von Euch zu nehmen, meine Lieben!“ begann er mit bewegter Stimme, indem er auf seine Gemahlin zutrat. Diese erhob sich, die ganze Selbstbeherrschung, deren sie fähig war, in ihre Haltung legend.

„Du sollst vor dem Konvent erscheinen, Ludwig?“ fragte sie leise, mit Mühe die Aufregung unterdrückend, die alle Fasern dieser zarten und doch so fest organisirten Seele vibriren ließ.

Der König bejahte kurz, wobei er es jedoch nicht über sich gewinnen konnte, seine Gemahlin anzusehen.

„Und Du wirst es? Du willst dieses Tribunal der Gemeinheit anerkennen, dadurch, daß Du Deine Zustimmung giebst?“

„Man hat mich vor meine Richter gerufen, und so ist es meine Pflicht, vor den Schranken zu erscheinen, um mich zu vertheidigen!“ sagte Ludwig. „Und nun laßt mich Abschied von Euch nehmen! Der Konvent will, daß wir uns trennen sollen, und der Konvent ist mein größter Feind!“

Er umarmte seine Gemahlin und seine Töchter, wobei er sie in dringendem Tone bat, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Er blieb dabei, daß er den beiden Abgesandten folgen und sich vertheidigen müsse, wolle er dem Schicksale Karls des Zweiten von England entgehen, den auch sein Volk gemordet habe, weil er es verweigert, vor den Schranken desselben zu erscheinen. Er blieb ruhig und gefaßt bis zu dem Augenblicke, in welchem er den kleinen Dauphin zu sich emporhob und ihm Mund und Augen küßte. Da verließ ihn seine Selbstbeherrschung. Ein Thränenstrom brach aus seinen Augen.

„Was wird Deine Zukunft sein, mein armes Kind?“ rief er tief erschüttert, „wirst Du in Dunkelheit und Aruth verfallen, oder wirst Du die Trümmer des väterlichen Thrones besteigen, oder werden sie Dich in ein frühes Grab stürzen? Ach, vergiß nicht, mein Kind, daß Unrecht leiden besser und edler ist, als Unrecht thun!“

Er konnte nicht weiter sprechen. Der wilde Sturm seines Innern ließ seine ferneren Worte im Schluchzen ersticken. Hastig eilte er hinaus, um den schweren Gang anzukreten, und die schwer gebeugte Familie blieb allein mit ihrem Weh und Jammer.

Die Prinzessin beschäftigte sich mit dem kleinen Bruder, der in seiner kindlichen Einfalt zu wissen schien, um was es sich handelte, und unter leisem Weinen nach dem Papa verlangte. Marie Antoinette trat an das Fenster, das in den finsternen Gefängnißhof führte. Auch bei ihr hatte der starre Seelenschmerz sich in Thränen aufgelöst, aber die Kinder sollten diese Schwäche nicht sehen. Sie war und blieb die stolze Frau, als welche sie bekannt war.

Der Tag verging langsam, und eine lange, unendlich lange Nacht folgte. Ein neuer Tag brach an, allein er brachte nicht den Gatten, den Vater, sondern neue Sorgen.

Clerg erschien mit unvöllter Stirn. Er hatte auf die dringenden Bitten der Königin, ihr Gewißheit zu geben, anfangs nur ein trübes Kopfschütteln, endlich gewann er es über sich, das peinliche Schweigen zu brechen. Er sah wohl, daß die unglückliche Gebieterin auf das Schlimmste gefaßt war.

„Der König ist angeklagt,“ berichtete er in leisem, klagendem Tone. „Sie haben Alles hervorgebracht, um ihn zu verderben. Der brave Lamoignon-Malesherbes hat sich zum Vertheidiger erboten. Einige Bluthunde von der Bergpartei wollten dem Könige auch nicht einmal die Vertheidigung zugestehen. Die Girondisten sind zwar für die Freisprechung Seiner Majestät, allein sie sind uneinschlossen und schwankend und wagen es nicht, sich öffentlich zu Gunsten des Herrn zu erklären.“

Die Königin schwieg einige Minuten lang. Das große, von Thränen verschleierte Auge haftete am Boden.

„Ich bitte Dich nur noch, Clerg, mir zu sagen, wie der König sich vor den Schranken des Gerichts benommen hat?“

„Mit der größten Ruhe und Geistesgegenwart, Ihre Majestät!“ versicherte der alte Diener. „Er wußte jede Anschuldigung auf eine eben so rührende als sinnreiche Weise zu widerlegen; allein es wird ja Alles nicht helfen!“

„Hat man ihn wegen des geheimen Schrankes und der darin befindlichen Papiere befragt?“ forschte die Königin weiter, und ihr Herz pochte ungestüm in der angstvollen Erwartung der Antwort, die auch nicht auf sich warten ließ.

„Man hat Seine Majestät allerdings befragt, allein Höchstselben haben geantwortet, daß sie so wenig von dem Schrank, wie den darin befindlichen Papieren etwas wüßten.“

„Dann ist Er verloren!“ schrie Marie Antoinette auf, und von Stund' an versank sie in eine Lethargie, aus der nichts mehr sie zu reißen vermochte.

Mit fieberhafter Ungeduld harrten Marie Therese und der kleine Ludwig der Wiederkehr des Vaters entgegen. Die Prinzessin wagte nicht, die Mutter zu befragen, in der bangen Vermuthung, das Schlimmste zu hören. Zwei fernere Tage verstrichen. Da erschien der König endlich wieder im Kreise der Seinen, allein seine Haltung war schwankend und müde, das Auge blickte glanzloser und trüber, als je.

„Du bist verurtheilt, Ludwig?“ rief Marie Antoinette dem Eintretenden entgegen.

Der König nickte traurig mit dem Kopfe.

„Es ist abgestimmt worden,“ bemerkte er in leisem Tone, „nur 26 Feinde weniger und ich wäre gerettet gewesen.“

Er umarmte die Gattin, dann seine Kinder, mit Mühe den Aufschrei des wilden Schmerzes unterdrückend, der sich auf seine Lippen drängte. Die Prinzessin biß die kleinen Rosenlippen fest aufeinander. Der kleine Dauphin ließ zaghaft die Augen von Einem zum Andern schweifen. Er wußte nicht, ob er über die Ankunft des Papa sich freuen oder über die allgemeine Traurigkeit weinen sollte.

„Wann also?“ unterbrach Marie Antoinette endlich das peinliche Stillschweigen.

„Nur wenige Stunden noch sind mir gewährt, um meine Angelegenheiten zu ordnen — um Abschied von Euch zu nehmen, und mich mit dem Allmächtigen abzufinden. So lebt wohl, meine Lieben! Der große Gott, welcher die Könige wie die Völker richtet, wird Euch beschützen.“

Das Schluchzen der unglücklichen Familie war herzzerreißend. Wäre der Konvent in diesem Augenblicke versammelt gewesen, wer weiß, ob nicht eine mildere Denkungsart Platz gegriffen hätte und das über den unglücklichen Regenten ausgesprochene Todesurtheil zurückgenommen worden wäre.

„Ist denn keine, keine Hoffnung mehr?“ fragte die Königin, welche den Gedanken nicht zu fassen vermochte, daß man die unverletzliche Persönlichkeit eines Herrschers von Gottes Gnaden unter das Beil des Henkers bringen konnte.

„Keine!“ rief Ludwig in so festem und bestimmtem Tone, daß jeder Einwand von vornherein abgeschritten

wurde, „Malesherbes hat versucht, eine Frist zu erlangen, ist aber mit seinem Vorschlage nicht durchgedrungen. Der Justizminister hat mir soeben das Urtheil eröffnet. Ich soll büßen für die Sünden meiner Vorfahren. Es ist der Wille des Höchsten, es ist meine Bestimmung!“

Die Königin lag einer Ohnmacht nahe auf dem Divan. Ihre ganze, bis dahin mühsam behauptete Selbstbeherrschung war gebrochen. Noch einmal küßte der König sie auf die Stirn, drückte seine Kinder an's Herz und wankte hinaus.

Zweites Kapitel.

Was half es, daß die Wölbungen des alten Staatsgefängnisses von den Klagen und Verzweiflungsschreien der unglücklichen Familie wiederhallten? Was halfen die wohlgemeinten Trostworte des alten treuen Clery, des braven Malesherbes, der immer und immer wieder versicherte, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sei.

Der unglückliche König erschien nicht mehr im Kreise der Seinen. Er hatte den Muth nicht mehr gehabt, noch einmal Diejenigen zu sehen, die er alhier zurücklassen und einem ungewissen Schicksal preisgeben mußte.

Es war am Vormittage des folgenden Tages. Die Winter Sonne warf ihre kalten Strahlen in das öde, alterthümliche Gemach, und hell und klar ruhte der Himmel über dem blutgetränkten Straßenpflaster der französischen Hauptstadt. Marie Antoinette ruhte auf einem Sessel in der Nähe des Fensters, den Kopf schwermüthig auf die Lehne gestützt. Der kleine Dauphin spielte zu ihren Füßen.

Von Zeit zu Zeit warf die entthronte Königin einen Blick auf die schmalen Sonnenstreifen, welche durch das hohe Bogenfenster hereinfließen und mit jeder Minute mehr verblaßten. Es war die einzige Uhr, welche die Königin nach der qualvoll langsam verrinnenden Zeit befragen konnte. Man war in der letzten Zeit sichtlich darauf ausgegangen, ihr die zur Bequemlichkeit dienenden Gegenstände vorzuenthalten, und an Luxus-Artikel, zu denen man jedenfalls eine Uhr rechnete, war schon lange nicht mehr zu denken gewesen.

Da wurde leise an die Thüre geklopft. Marie Theresie, welche soeben aus dem Seitencabinet eingetreten war, öffnete. Es war wieder Clery, welcher auf der Schwelle stand. Sein Antlitz war bleich. Die Augen waren geröthet. Seine ganze Haltung verrieth die äußerste Niedergeschlagenheit, den tiefsten Seelenschmerz.

„Sie haben geweint, alter Mann?“ redete die Prinzessin ihn an. „Was ist geschehen?“

„Da!“ rief der alte Diener schmerzlich aus, indem er ein Schächtelchen hervorzog und es langsam öffnete. „Das ist sein Vermächtniß, und Seine Majestät senden Ihnen Allen den letzten Gruß, und Sie möchten sich nicht zu sehr dem Schmerze hingeben, möchten denken, es müßte Alles so sein, wie es gekommen ist.“

Ein neuer Thränenstrom brach aus dem Auge des alten Mannes. Er vermochte nicht weiter zu sprechen. Hastig leerte er den Inhalt des Kästchens auf den schmalen Tisch. Es war eine Haarlocke, ein Ring, ein Petschaft und ein kleiner, zierlich zusammengefalteter Brief.

Die Königin erhob sich mit dumpfem Weheruf.

„Tretet in das Nebenzimmer, meine Kinder!“ wandte sie sich an Marie Theresie und Ludwig, „laßt mich einen Augenblick allein mit unserem alten Clery!“

Gehorsam dem mütterlichen Worte faßte die Prinzessin den Bruder bei der Hand und verließ mit ihm das Zimmer.

„Clery!“ wandte die Königin unter dem sichtlichen Bemühen, fest zu bleiben, sich an den Alten, „jetzt erzähle mir ausführlich, wie mein unglücklicher Herr und Gemahl sich in seiner letzten Stunde benommen hat.“

„Ihre Majestät!“ versetzte Clery traurig, „dero hoher Gemahl sind wie ein Mann gestorben. Seine ruhige, mannhafte Haltung hat noch im letzten Moment seine Feinde beschämt. Er hat die letzte Nacht ruhig und fest geschlafen. Um fünf Uhr heut' früh hab ich ihn geweckt, wie er es mir gestern Abend befohlen. Clery, sagte er dann, grüß' mir meine liebe Familie, und sie sollen sich finden in das Unabänderliche, und mein Sohn soll sich Ludwig der Siebenzehnte, König von Frankreich nennen, nicht anders, denn er ist's und wird es bleiben trotz aller Revolutionstribunale der Welt!“

Die Königin nickte traurig mit dem Kopfe, als der alte Diener erschöpft inne hielt.

„Danach,“ fuhr er fort, „nahmen Seine Majestät das heilige Abendmahl und überreichten mir die Säckelchen dort, und dann dauerte es auch gar nicht lange, so begannen die Trommeln zu wirbeln und der unheimliche Santerre erschien in seiner blutrothen Uniform. „Sie suchen mich?“ redeten Seine Majestät ihn an, „ich bin bereit!“ Darauf nahmen sie ihren Hut und übergaben das versiegelte Testament einem Municipalbeamten, worauf sie in den Wagen stiegen. Eine volle Stunde hat der Wagen gebraucht, um nach dem Blutplage zu gelangen. Zwischen einem doppelten Spalier von Truppen schleppte er sich langsam hin. Bierzigtausend Mann standen unter Waffen, und es war so still, so angstvoll still, als erwartete man in jedem Augenblicke, daß die Sonne sich verfinstern, der Himmel auf die Erde stürzen werde. Warum der Himmel kein Zeichen seines Zornes gab, Majestät, begreift der alte Clery nicht; denn der alte Clery weiß recht gut, daß Seine Majestät nur das Glück des Volkes gewollt haben, daß dieses jedoch in seiner Verblendung es nicht begriffen hat. Und so ist denn mein allergnädigster Herr mit festem Schritte die Stufen zum Schaffot emporgestiegen und der würdige Priester hat geweint, als er ihm den Segen ertheilte und hat nichts weiter sagen können, als die Worte: „Sohn des heiligen Ludwig! steige zum Himmel empor!“ Darauf haben sie ihm die Hände gebunden, die rohen Hefersknechte. Seine Majestät verboten es sich, allein die Entsetzlichen kehrten sich nicht daran — und dann — und dann rief mein allergnädigster Herr: „Ich sterbe unschuldig, aber ich verzeihe meinen Feinden und Dir, Du unglückliches Volk!“ Aber das unglückliche Volk hat's nicht mehr verstanden. Die Trommeln wirbelten und — und — es war Alles vorüber!“

Die letzten Worte ersticken in einem lauten Aufschrei. Der Schmerz übermannte den alten Diener. Er stürzte zu den Füßen der Gebieterin nieder und weinte bitterlich.

Consequenzen.

Eine Soldaten-Geschichte von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

So mit sich selber sprechend, rampte er in seinem Käfig auf und nieder, bis ihn der Eintritt seines Rittmeisters unterbrach.

Wöllern, meist guter Laune, trotz seiner schon vorgeschrittenen Jahre, nicht verbittert, wie Viele, durch das vergebliche Warten auf Avancement, und jovial, wie fast alle dicken Leute, blieb nicht lange. Er tröstete Keuzen über sein Mißgeschick, das ja bald überstanden war, sah die Meldung an den Obersten auf dem Tische und vidirte dieselbe gleichzeitig, um, wie er sagte, dem Dokument auch den Umweg über die Eskadrons-Station zu ersparen.

„Sie können die Meldung gleich direkt nach Großbobelsdorf hineinschicken oder selber hineinbringen, da Sie doch näher dahin haben, als von mir aus.“

Wöllern hatte eine Cigarre angenommen und indem er sich nach Bündhölzchen umfah, fiel ihm plötzlich das Blatt in die Hand, auf dem Keuzen am Morgen gezeichnet hatte.

„Was haben Sie da wieder?“ lachte der Rittmeister hell auf, indem er die Skizze nicht ohne Vergnügen betrachtete.

Im Fond des Blattes saß eine Kuh nach Menschenart am Boden, den rechten Vorder- und linken Hinterfuß über's Kreuz „kurzgeschlossen“ und außerdem noch von einer übergeworfenen Halfter aus an straffen Seilen und starken Pföcken verankert, wozu sie ein ziemlich komisches Armfündergesicht schnitt. Links im Vordergrund sah man vor einer im Staub und Nebel verschwindenden Reiter-Kolonne eine treffliche Karrikatur des Obersten, der mit dem Säbel nach dem „befestigten Poangdewi“ wies; und unter der flüchtig hingeworfenen und doch vorzüglich gelungenen Skizze stand:

„Sonst hört ja Alles auf!“

„Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie nicht noch einmal Unannehmlichkeiten von Ihrem Talente haben,“ mahnte der Rittmeister gutmütig und schob lachend das Blatt unter das übrige Papier in die Unterlage. Dann nahm er freundlichen Abschied und ließ Keuzen wieder allein, was diesem, jetzt nach der Abwechslung bringenden, wenn auch noch so kurzen Unterbrechung seine Einsamkeit noch fühlbarer machte.

Er versuchte wieder zu lesen, das wollte aber jetzt gar nicht mehr gehen, die Cigarre mundete ihm nicht, er schrieb einen Brief, aber auch der fiel kurz und unabgerundet aus. Mißmütig lehnte er sich in's Fenster. Draußen lag jetzt die heiße Mittagssonne auf den Mauern an der rechten Seite und auf den Beeten unter im Gemüsegärtchen, und nichts regte sich, als hier und da ein grünes Eidechsen, das schon zwischen den Kohlstrünken und Geranienbüschen hinschoß. Um so lockender aber erschien dafür der tiefe Schatten in den dunklen Laubgängen und Bosquets weiter drüben, jenseits des Gärtchens, und obwohl Keuzen alle

Tage Gelegenheit gehabt, sich diesen Genuß zu verschaffen, und dennoch nie die geringste Sehnsucht darnach empfunden, so dünkte es ihm doch jetzt die gehässigste Marter, von diesem lauschigen, kühlenden Schatten entfernt bleiben zu müssen, in dem es sich so köstlich ruhen, so poetisch träumen lassen müßte. Doch siehe da! War das nicht das Schimmern eines lichten Frauengewandes dort zwischen den Bäumen, wo die steinerne Bank steht?! Wichtig, so ist es, und jetzt bewegt sich die Dame — das Kleid ist verschwunden.

„Das ist sie, die Tochter des Alten, die schöne, musikalische Seele!“ rief Keuzen, und in seiner Seele entspann sich ein furchtbarer Kampf. Die Neugierde rang in ihm mit der Subordination. Der Schatten, das helle Kleid mit dem Hausarrest.

„Pfui! Man traut mir, man läßt mich selber mich bewachen — nein, ich verlasse das Haus nicht! Um keinen Preis!“

Gewaltam riß er sich vom Fenster los und begann wieder seinen monotonen Spaziergang; war es nicht natürlich, daß er jedesmal, wenn er wieder bis zum Fenster gekommen, ehe er sich umwendete, einen Blick zum Parke hinausstreifen ließ, einen einzigen kurzen Blick; aber nach der fünften Reprise war's schon ein längerer, nach der zehnten ein langer und nach dem zwölften Gange lag Keuzen wieder am Fenster, denn es schimmerte schon wieder hell durch die Bäume.

Und diesmal trat die Dame nicht tiefer in den Wald hinein, sondern sie näherte sich; jetzt trat sie aus dem Schatten, und das war gut, sonst wäre der erwartungsvoll aufgeregte Gefangene noch zum Fenster hinansvölligert, ohne daß er sich vielleicht Rechenschaft über diesen Sprung abgelegt hätte.

Aber wie sehr enttäuscht fühlte er sich, als er statt der sylphidenartigen Taille eines siebzehnjährigen Mädchens eine Figur dahergleiten sah, die das Umfangreiche eines Rauffahrtsschiffes mit dem Majestätischen eines Dreideckers nicht ohne Erfolg zu vereinigen strebte. Von solchem Umfange einer Taille hatte sich Keuzen bisher nichts träumen lassen.

Lange konnte er seinen verblüfften Blick von dieser matronenhaften Erhabenheit nicht abwenden, und als er endlich mit einem Riesensprunge über die weit voranellende, gepanzerte Titanenbrüst wegsetzte, traf er auf ein seelengutes Antlitz von etwa fünfzig Jahren, in dem sich, über der dreifachen Kimmterrasse, Ruinen einer schönen Vergangenheit aufbauten.

„Das ist ja die Mutter!“ rief Keuzen, als er sich erholt hatte, beinahe allzu laut. Die Dame, die seinen starren Blick freundlich erwidert hatte, war jetzt ganz nahe und nickte leicht zum Grusse, was Keuzen mit einer besonders tiefen Verbeugung zu erwidern sich verpflichtet fühlte.

Es war ein innerer Instinkt, der ihn dazu getrieben,

und in Kurzem zeigte sich, wie richtig es oft ist, solchen ersten Eingebungen zu folgen. Es mochte kaum eine halbe Stunde vergangen sein, und Neuzen bellberirte eben mit Joseph, in welcher Weise das Diner aus Eiern und Salami zusammenzustellen sei, wobei die Meinungen über die Vor- und die Hauptspeise getheilt waren, sodas Neuzen innerlich das ganze Diner zu allen Teufeln wünschte, — als ein leises Klopfen an die Thür den Eintritt der Küchenmagd anmeldete.

Vertraulich mit den Augen zwinkernd, bedeutete sie Joseph, das sie sein Essen gebracht habe, und aus dem Vorzimmer drang gleichzeitig ein so appetitlicher Geruch von geschmorten Kartoffeln und Zwiebeln herein, das Neuzen's Nase diesen begierig einsog und er momentan nicht übel Lust gehabt hätte, mit seinem Birschen zu tauschen, wenn das der Würde entsprechend gewesen wäre.

Doch noch ehe Neuzen Zeit hatte, Reflexionen über seine zwar würdevollere, aber bei Weitem nüchternere Stellung zu machen, wandte sich das Mädchen, ohne Joseph's Winke und Blicke zu beachten, an seinen Herrn:

„Die gnädige Frau läßt sagen, Herr Oberleutenant, da sie gehört hat, der Herr Oberleutenant wollen heute zu Hause bleiben, läßt Sie sagen, und da der Herr Oberleutenant doch schwer was zu essen bekämen, läßt Sie sagen, so möcht' sie's halt recht sehr freuen, den Herrn Oberleutenant beim Speisen zu sehen, und wenn's dem Herrn Oberleutenant recht wäre, so sei um ein Uhr die Stund'.“

Im Verlaufe dieser wohlgesetzten Rede hatten sich Neuzen's Züge immer mehr aufgehellt. Natürlich nahm er die Einladung mit vielem Vergnügen an.

Kaum war die Magd aus dem Zimmer, so wollten sich wieder neue Skrupel bei ihm regen, ob das Diner nicht seinem Hausarreste entgegenstehe, aber sein Gewissen beruhigte sich alsbald darüber, da er ja nicht aus dem Hause gehe. So schien doch endlich der so trübe begonnene Tag eine günstige Wendung nehmen zu wollen. Sobald Joseph sein nun nicht mehr benedictes Mittagmahl verzehrt hatte, half er seinem Herrn bei einer zweiten, sorgfältig durchgesehenen Auflage der Toilette, und mit dem Schlage Dreiviertel verließ Neuzen sein Zimmer und schritt über den langen Korridor, die Treppe hinauf in das vom Besitzer bewohnte obere Stockwerk.

IV.

Die kurzen Stunden des Hausarrestes.

Neuzen stand unschlüssig auf dem Vorplatze und sah sich rathsuchend die ganze Serie von braunen, wurmstichigen Thüren an. Welche sollte er wählen? Aus einer Strohmatte, die vor der einen lag, combinirte er, dahin müsse er seine Schritte lenken und schon war er im Begriff, anzuklopfen, als sich die Thüre plötzlich kreischend öffnete und eine Dame so rasch heraustrat, das sie beinahe Neuzen an der Brust gelegen wäre, ehe sich's dieser noch versah — kaum einige Linien Luft schieden sie mehr.

Blitzschnell schoß die Dame wieder zurück und ein leiser Schrei entsuhr ihr, die offene Thüre behielt sie in der Hand und versuchte ihre hohe Verlegenheit durch ein Lächeln zu

maskiren, das ihr reizend stand, aber doch etwas gezwungen schien. Dunkles Roth flammte in ihrem lieblichen Gesichtchen auf und selbst ihr munteres braunes Augenpaar glänzte in einem unsicheren feuchten Blick. Die Situation währte wohl eine Minute, denn Neuzen, von der Begegnung nicht minder überrascht, stand ebenso befangen da, die Mütze in der Hand und die Zunge wie vom Schlage gelähmt. Auch sein Blick war etwas unsicher und nahm all' die hübschen Einzelheiten nicht wahr. Das volle, mattblonde Haar, die unendliche Feinheit der Züge, den wunderbar zarten Teint, die netzlichen Grübchen in den lächelnden Wangen, die schönen gleichförmigen Zähne, die zwischen den beiden oberen Vorderzähnen einen eigenthümlichen leeren Raum ließen, der seine Hals, den ein schwarzes Sammetbändchen eng umschloß, der zarte, zierliche Wuchs, das Alles sah er nicht, so wenig, als alle die anderen Etcaeteras. Aber der Totaleindruck, der doch endlich bei Allem und Jedem die Hauptsache ist, war ein günstiger; er fühlte sich warm und heiter angehaucht, was ihm wohlthat bis in die kleine Zehe hinab.

Er ahnte, das er doch Etwas sagen solle, und begann alsbald stotternd:

„Fräulein, mein Fräulein! — Ich habe — mille pardons! — Ich war soeben im Begriff — Sie verzeihen, mein Fräulein —“

„O, es hat gar nichts zu sagen; darf ich Sie bitten, Herr Oberleutenant, hereinzutreten. Mama ist zwar noch nicht hier, aber Sie muß jeden Augenblick kommen.“

Schnell gefaßt, hatte das schöne Mädchen den Besucher in's Zimmer genöthigt und ihm einen Platz angeboten. Neuzen ließ sich auf den gleichbrüchigen alten Stuhl nieder, ohne dessen Zustand näher zu erforschen, sowie er auch von der übrigen Einrichtung dieses Salons keine Notiz nahm. Unter anderen Umständen wäre seiner satyrischen Kritik nichts entgangen, jetzt aber erschien ihm Alles angenehm, gemüthlich und überhaupt recht, so wie es war, und dieser ganz abnorme Optimismus war wieder nur eine natürliche Folge des zufriedenen wohlthuenden Gefühles, das seinen ganzen Körper durchströmte.

Diese Strömung war andauernd, denn sie hielt aus, als der Herr Dr. juris Nummer mit fast frostigem Grusse eintrat, „dessen Freude, den Gast zu sehen“, jedenfalls nur wörtlich genommen werden mußte, denn der Ton, in dem sie ausgesprochen worden war, hätte vielleicht auf etwas ganz Anderes gedeutet.

„Ja, könnt' ich ihn nur vor Gericht stellen, diesen Ton!“

Dann rauschte auch die Mama herein, in eine beträchtliche Anzahl Ellen schwerer Seidenstoffe gehüllt. Das grazibfeste Lächeln verklärte ihre Züge, noch immer eine Nachwirkung der tiefen, respektvollen Begrüßung, die ihr von Neuzen zu Theil geworden. Als sie sich auf das alte, krachende Sopha niedergelassen, da war kein Platz mehr neben ihr, auch nicht für's allerkleinste Mäuschen, das sich etwa von dieser kolossalen Speckseite angelockt gefühlt hätte. Und das war gar nicht so unmöglich, denn die Mäuse liefen in dem alten Hause am helllichten Tage durch die Zimmer, wobei sie sich noch einige Male niedersezten, um auszuruhn und sich die Welt mit Muße zu betrachten.

„Bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen,“ begann die würdige Matrone, „mein Mann erzählte mir schon —“ Was? sagte sie wohlweislich nicht, denn es war eben nichts Gutes, so daß sie eigentlich gar nicht daran gedacht hätte, Keuzen's Bekanntschaft zu machen, wenn nicht doch noch ein Bißchen Neugierde und ein Bißchen Oppositionsgeist übrig geblieben wären und nicht vor Allem Keuzen's tiefe Verbeugung schon einen gewaltigen Stein bei ihr in's Bret gerückt hätte.

Der Beginn der Conversation war ein ziemlich steifer, er bestand aus Frage und Antwort, welche erstere die Dame des Hauses, die wohl wußte, was sich schickte, nicht müde wurde, immer wieder zu erfinden.

Der Advokat saß dazu stumm und steif in seinem Lehnstuhle — er machte stumme Opposition seiner Frau, und sein Töchterchen war bald nach dem Eintritt der Mama verschwunden, um in der Küche und im Speisezimmer noch Einiges nachzusehen.

Es war eine jener peinlichen Viertelstunden, wie sie wohl Jeder erlebt haben mag, mit der sich wohlherzogene Leute gegenseitig und selbst quälen und während welcher jeder Einzelne fort und fort nichts Anderes denkt, als den einen Gedanken: „Ach wollte, es wäre servirt!“

Ein Glück noch, wenn diese Viertelstunde nur eine Viertelstunde dauert, und dies Glück war dies Mal den Dreien beschieden, denn gerade, als sich das Gespräch auf's Wetter gewendet hatte und Frau Nummer zu Keuzen's nicht geringer Verlegenheit die unglückliche Frage losließ, wie es denn komme, daß er bei so schönem Wetter einmal zu Hause geblieben sei, da dies doch sonst, wie sie erfahren, eigentlich nie der Fall sei, — gerade in dem fatalen Momente, wo er verzweifelt auf eine Antwort sann, deren Mangel er einstweilen mit einigen „Hm!“ und „Ach ja!“ verdeckte, gerade da trat das schöne Mädchen wieder ein und beinahe im selben Momente ließ sich eine Glocke vom Korridor hören. Mit plötzlich noch weit freundlicher und dicker gewordenen Backen wandte sich die Frau des Hauses, nachdem sie noch ein leises, beruhigendes Nicken ihrer Tochter aufgesangen, an Keuzen.

„Wenn es gefällig ist!“ sprach sie lächelnd und erhob sich mit einem halben Knix.

Glücklich, von jedem Drucke befreit, und erlöst von der Frage, die ohnedies nur die unglückliche Viertelstunde erzeugen konnte, in der die Hausfrau nach jedem Strohhalm greift, um die Conversation nicht stocken zu lassen, sprang Keuzen in seiner vollen Elastizität auf, rundete so grazios als möglich seinen Arm, und Frau Nummer legte ihre breite und fette Hand so leicht als möglich und mit viel Nonchalance auf denselben und ließ sich in's Speisezimmer führen, als wäre sie das so Jahr aus, Jahr ein alle Tage nicht anders gewöhnt.

Ueber Tisch war das Gespräch auch nicht viel animirter, aber das Essen war, gut und mundete dem Gefangenen um so besser, als er sich schon mit dem Gedanken an Herkerkost abgefunden hatte. Man kehrte in das Zimmer zurück, worin Keuzen empfangen worden war, und die Frau vom Hause forderte ihn auf, zu rauchen, wenn er eine Cigarre bei sich habe. Eine solche lebenswürdige und edle Erlaubniß stellte

zwischen den Betreffenden sogleich ein intimeres Verhältniß her. Es durchzieht das Gemüth eine sanfte Ahnung von tiefer liegendem Verständniß; wir werden weich, dankbar und thauen auf. Beim dritten Wälzchen, das wir spielend und behaglich über die Lippen blasen, indeß unsere Nase den feinen bläulichen Duftfaden, der unter der glimmenden Kohle aufsteigt, mit feinschmeckendem Gemusse schlürft, sind wir gute Fremde und können sogar die besten werden, wenn wir gegenseitig unsere Sorte zur Probe austauschen, ja die Freundschaft kann bis zum Fanatismus gehen, wenn unseres Freundes unermüdet freigebig dargebotenen „puros“ die heilige Flamme unauflöschlich ansacht. — War es aber eine Dame, die unsere Freundschaft mit der Erlaubniß zum Rauchen blitzschnell errang — sie lobte nur noch den ausgezeichneten Geruch unserer Cigarre — und wer könnte da widerstehen? Der finsterste Weiberhasser sinkt besiegt, anbetend vor dem Engel nieder. Es mag das vielleicht Gefühl und Dankbarkeit zu weit getrieben heißen — wir sollten vielleicht kälter und egoistischer sein — aber was will man? — So sind wir einmal, wir Männer!

Da Herr Nummer dem Oberlieutenant keine Cigarre anbot, ja nicht einmal selbst rauchte, so war denn auch eine Abkühlung zwischen ihm und seinem Gaste natürlich und in dem Maße fühlbar, als des Letzteren Beziehungen zur Dame des Hauses wärmer geworden waren. Es hob sich daher ein bedeutender Abdruck von jeder Brust, als der Advokat mit einigen ziemlich kurzen Worten seine Absicht erklärte, nach L. hinüberzufahren, wie es für heute zwischen ihm und seinem Nachbar verabredet worden war, um über einige wichtige Dinge Rücksprache zu nehmen.

„Ein Landwirth muß eben den Sonntag zu seinem Ausfluge benutzen,“ schloß er, sich gegen Keuzen verbeugend, und verließ das Zimmer.

Keuzen meinte nun, das sei auch für ihn ein Signal, sich zurückzuziehen, er sah sich daher nach seiner Mühe um, aber ehe er noch sein Abschiedskompliment anbringen konnte, wurde er daran verhindert.

„O, Sie wollen schon gehen, Herr Oberlieutenant?“ fragte Mama Nummer. „Haben Sie heute etwas vor? Wollen Sie vielleicht wieder fortreiten?“

„Ich —?“ stotterte Keuzen, der sich plötzlich wieder seines Arretes erinnerte. „O, Gott bewahre! Ich habe mich schon lange nach Ruhe gesehnt und wäre gern zu Hause geblieben, da ich heute nichts zu thun habe —.“ Das floß nach den ersten Worten so rasch und natürlich, als sei's der reinste Wahrheitsquell.

Minna — so hieß das hübsche Mädchen, Keuzen hatte den Namen bei Tische schon aufgefangen — Minna senkte das Köpfchen, als hätte sie etwas an dem Filet, das sie neigte, nachzusehen, in Wirklichkeit aber, um ein schelmisches Lächeln zu verbergen, das ihr um die feinen knospenden Lippen zuckte.

„Sie haben sonst viel zu thun?“ fragte die Hausfrau treuherzig.

„Zimmer, gnädige Frau,“ betheuerte Keuzen, „aber heute zufällig gar nichts.“

„Und doch wollen Sie uns verlassen?“

„Ich dachte — ich wollte nicht stören — die Damen haben vielleicht —“

„D, Sie stören uns gewiß nicht, im Gegentheil, es wird uns sehr angenehm sein, wenn Sie uns Ihre Zeit opfern wollen. Aber, wie gesagt, nur wenn Sie nichts Anderes vorhaben.“

„Wirklich nichts, meine Gnädige, wirklich gar nichts. Ich bin so glücklich, einmal zu Hause bleiben zu dürfen, daß man mich um Vieles nicht aus dem Hause brächte. Ach, wenn Sie wüßten, wie gerade wir ein Heim — und sei's auch nur ein momentanes — zu schätzen wissen, wir Nomaden der Jetztzeit, und wie unrecht man thut, uns unstaten Sinn, Veränderlichkeit und Liebe zum Wechsel vorzuwerfen. Ich versichere Sie, der Schein trügt. Sie sehen, wie glücklich ich bin, heute einmal frei zu sein.“

„Ich begreife, daß Ihnen diese Freiheit so wohl thut,“ bemerkte Minna, und in ihrem Blicke lag ein so sonderbarer Ausdruck von Ernst, daß Neuzen sich ganz unsicher fühlte. Beide saßen neben einander, und jetzt sahen sie sich in die Augen; es war Beiden, als könnten sie in des Anderen Seele lesen. Aus Minna's Augen blickte es boshaft:

„D, Du Erzlügenmaul!“ — und Neuzen's Wimper zuckte erschrocken.

„Sollte sie wissen? — Wer Teufel —“

Der Blick währte etwas länger, als er nach allen Regeln des Anstandes zwischen Fremden hätte wahren sollen, und das ist ein gefährlich Ding bei jungen Leuten. Ein solcher langer Blick endet in seinem Ausdruck immer ganz anders, als er angefangen. Neuzen, der sich verrathen sah, biß sich in die Unterlippe; unwillkürlich mußte Minna lachen, und endlich senkte sich ihr Auge verlegen, indeß eine leichte Röthe ihre blaugeäderten Schläfe überflog. Neuzen's Blick aber ruhte noch immer auf dem schönen Kinde; das vertrauliche Einverständnis, welches daraus gelächelt, hatte einem etwas starren, ernsten, aber herzugewinnenden Anschauen Platz gemacht, und wie ihr Blick auswich, da leuchtete es in dem seinen plötzlich auf, und die Gluth auf ihrer Wange entzündete in seinem Herzen eine ganze Lage von Gefühl, die da aufgespeichert gewesen und nun mit einer heftigen Erschütterung explodirte, so daß es ihm ganz glühwarm durch den ganzen Körper schoß, bis in die äußersten Fingerspitzen, und vor seinen Augen ein schwindelndes Durcheinander von kaleidoskopischen Farbenspielen loszuzucken begann. Und das Alles fühlte das süße Mädchen neben ihm mit, obgleich sie ihr Auge nicht aufschlug, sondern es fest auf das Filet gerichtet hielt, von dem nichtsdestoweniger auch nicht eine Masche zu Stande kommen wollte.

So endete dieser fatale lange Blick und die Moral davon ist: man schaue sich nicht zu lange in die Augen, am besten gar nicht, wenn der Mund dabei stumm ist, sonst reden die Augen, und das noch dazu ganz auf eigene Faust, ohne um Erlaubniß zu fragen oder sich kontrolliren zu lassen. Das Unheil ist dann nimmer gut zu machen.

Und die gute Mama merkte davon nichts. Ach, es ist eine Dual, wenn man so kurzichtig und dick dabei ist. Bei der empfindlichen Hitze des Späthommers machte ihr letzteres so viel zu schaffen, besonders unmittelbar nach dem Diner,

obwohl sie äußerst mäßig war. Aber das Fettwerden ist ein Fatum, man weicht ihm weder durch Fasten, noch durch Botenlaufen aus. Frau Nummer meinte zu ersticken. Sie war gewöhnt, um diese Stunde den Panzer zu lüften, und wenn es ihr dann behaglicher wurde, so nickte sie wohl auch ein wenig ein, die gute Frau. Sie kombinirte schon seit einiger Zeit einen Plan zur Gewinnung der direkten Rückzugslinie. Den Blick sah sie ja nicht, und hätte sie auch — sie war nicht von dem Holze, aus dem man Drachen schnitzt, und gehörte nicht zu den Müttern, die auf ihren Töchtern sitzen, damit sie ihnen nicht abhanden kommen.

„Ich will mir nur eine Arbeit holen,“ sagte die gute dicke Frau, „ich bin im Augenblick wieder da,“ und nachdem sie so die spanische Wand vorgehoben, verschwand sie hinter derselben in's nächste Zimmer, dessen Thür sie halb angelehnt ließ.

Neuzen erwartete nun freilich, die Mama sogleich wieder zurückkehren zu sehen, aber Minna wußte jetzt gut, woran sie war, und dies erleichterte ihr keineswegs die Situation nach dem vorhergegangenen Blicke. Aber der Schelm läßt sich nicht so leicht einschüchtern.

„Zum Theater werden Sie heute Abend doch nach Bobelsdorf reiten?“ fragte sie, ohne aufzusehen; ihre Aufmerksamkeit gehörte ganz der Arbeit.

„Nein, ich habe wirklich keine Lust,“ versetzte Neuzen mit Rücksicht auf die bloß angelehnte Thür.

„Wirklich? Wie kommt das? Sie stehen ja bis jetzt keine Vorstellung aus.“

„Ja — nun ja — aber —“ versetzte Neuzen, der erst jetzt bemerkte, daß ihm das Recht zustand, sich erstaunt zu zeigen, „aber wie wissen Sie denn das?“

„Ei, auf dem Lande weiß man Alles!“ scherzte Minna achselzuckend.

„Alles?“ fragte Neuzen gedehnt. Wenn sie Alles wußte, das war dann am Ende auch sein Verhältniß zu Adele, oder galt das „Alles“ bloß seinem heutigen unfreiwilligen Arreste? Konnte sein Joseph der Küchenmagd, mit der er sich immer auf den besten Fuß zu setzen strebte, nicht auch sonst noch allerlei vertraut haben, was auf den Umgang mit der Schauspielerin Bezug hatte, und konnte die Küchenmagd nicht — Aber zum Heuter! Was ging sie das Alles an? Unehrenhaftes hatte er nicht gethan, und der Zeitvertreib mit Adele, der mußte in einer Woche ohnedies ein Ende nehmen, wenn er in seine Winterstation abmarschirte. Und endlich, was hatte er sich denn auch vor dem Mädchen zu geniren, das er heute zum ersten Male gesehen. Er war ja sein eigener Herr und Niemandem Rechenschaft schuldig, wie ihm sein Geld und seine Zeit durchzubringen beliebte.

„Alles?“ fragte er nochmals. „Es scheint also, Sie haben Ihre Polizei recht gut organisiert für die kurze Zeit, daß Sie hier sind.“

„Vortrefflich; es ist aber auch nothwendig.“

„Nothwendig? Wohl nur, um die eigene Neugierde zu befriedigen?“

„Nein, im Gegentheil!“ versetzte sie pathetisch. „Zum Wohlle unserer Nebenmenschen zum Beispiele, um sie vom Hungertod zu erretten.“

Pfandereien am Kamin.

Eine Affen-Rebellion.

Der Wärter der Vierhänder, Schimpansen, Orang-Utangs und Dickschwänzer des zoologischen Gartens zu Antwerpen hatte sich neulich wie gewöhnlich in den Käfig begeben um die Affen zu nöthigen, sich in ihre Wohnungen zu verfügen. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, schwang er dieselbe und trieb mit ihrem Knallen die Affenschaar in die höheren Punkte des Gitters. Nur ein einziger, und zwar einer der größten, vielleicht ein Philosoph der ernsthaftesten Schule, der von der Gleichheit aller Geschöpfe träumte und nicht recht einsehen wollte, weshalb der Mensch den Wesen seiner Rasse überlegen sein sollte, verachtete die Andeutungen der Peitsche und begnügte sich damit, die Augen funtör zu rollen und sich mit Wuth zu krähen. Erkannt über diesen Widerstand, näherte sich der Wärter dem Opponenten und versetzte ihm einen wahren Meißterhieb mit der Peitsche. Der Affe ward roth vor Wuth, stürzt auf seinen Angreifer zu, springt rittlings auf seinen Rücken, zerarbeitet ihm das Gesicht mit den Nägeln und macht zuletzt mit den Zähnen eine kleine Aulcise an seinem Ohr. Begreiflicher Weise war dieses Benehmen nicht sehr geeignet, den Wärter zu besänftigen; er verdoppelte daher seine Peitschenhiebe. Der Mann war auch schon im Begriffe, siegreich aus diesem Kampfe hervorzugehen, als die übrigen Affen, die Zeugen dieses Kampfes waren, schnell wie der Wily am Gitter herabkletterten. In einem Augenblick war der unglückliche Wärter von einer Schaar von Teufeln und Teufelchen umringt, die mit Krähen, Stoßen und Beißen ihn bald zu Boden geworfen hatten. Auf sein Geschrei eilten seine Kameraden herbei; die Affen ergriffen die Flucht, als sie diese Verstärkung erblickten. Soweit wäre die Rebellion nur komisch gewesen; aber die ernstere Seite zeigte sich bald. Der arme Wärter hatte nicht weniger als 23 Dikwunden erhalten, welche, zwar nicht tödtlich, ihm doch einen großen Blutverlust zugefügt hatten, der ihn zwang, mehrere Tage das Bett zu hüten.

Eine glückliche Kur.

Ein Herr kehrte eines Abends mit seinem Hunde nach Hause zurück, und mußte lektoren, der immerfort umherlief, vielfach laut rufen. Pöblich, als er ihn gerade mit besonderer Anstrengung rief, blieb ihm der Mund offen stehen, er hatte die Mauskperre. Stigst lief er zum Arzt und klopfte und klingelte hastig, bis sich das Fenster öffnete und eine Stimme rief: „Was wollen Sie von mir?“ Aber die Frage war leichter gestellt als beantwortet, da der Kernste kein Wort, keinen Ton herauszubringen vermochte als Ah! Ah! was er denn auch immer wiederholte, bis der Arzt ungeduldig, werdend, ihm zurief: „Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, um Ihren Kausch anzuschlafen!“ Aber trotz dieses tränkenden Irrthums ergriff er von Neuem den Klingelzug und läutete aus Leibeskraften. Da öffnete sich plötzlich leise die Hausthür, ein Arm streckte sich hervor und er empfing eine Ohrfeige, welche schon eher den Titel Faustschlag verdient und so wohl applicirt war, daß die Funten ihm aus den Augen sprühten. Aber seine Wuth über solche Behandlung verwandelte sich in die lebhafteste Freude. Wollte er anfangs über die Brutalität schelten, so war seine Ueberraschung um so angenehmer, als er wieder zu sprechen vermochte. Sein Unterlefer war wieder eingereikt, die glücklich angewendete Ohrfeige hatte ihn kurirt. Alles Arge war vergessen, und der erste Gebrauch, den er von seinen Kliesern machte, war, dem Doktor Worte des Dankes zuzurufen.

Eine interessante Liebesgeschichte.

Ein schon bejahrter Deutscher in Paris, Namens T.,

reiste mit seiner jungen und schönen Frau auf's Land und nahm außer dem Kammermädchen noch einen jungen Menschen, der sich Eugen R. nannte, als neu engagirten Diener mit sich. Der junge, erst 19 Jahre zählende Eugen, der sehr gute Manieren hatte und sich sehr gewählt auszudrücken wußte, versah zwar seine Funktion mit Eifer und Pünktlichkeit, doch war er öfters so niedergeschlagen und traurig, daß es allgemein auffiel. Auf die Frage nach der Ursache seiner Traurigkeit wollte er aber nie Antwort geben. Neulich hatte Frau T. den jungen Eugen mit einer schwierigen Kommission beauftragt, die er mit großer Geschicklichkeit ausführte. Die Dame fragte, welche Belohnung er wünsche; er antwortete, er wünsche gar nichts. Frau T. machte ihm alsdann Vorwürfe über seine Melancholie und wollte wissen, was die Ursache seines Kummers sei, indem sie hinzufügte, daß, wenn es sich um Geldopfer handelte, man sie gern für ihn machen werde. Er wurde bis zu Thränen gerührt, aber weigerte sich, Näheres zu sagen; er meinte nur, bald würde man Alles erfahren. Und in der That nur zu bald erfuhr man, daß Eugen R. sich in seinem Zimmer aufgehängt. Auf einem Tische lag ein Schreiben an seinen Herrn, worin er ihm Folgendes schrieb: „Sie haben mich oft wegen der Ursache meines Kummers befragt. Sie sollen dieselbe jetzt erfahren. Sie werden mir nicht böse sein, denn ich habe Alles gethan, was ein Mensch thun kann: ich habe mein Leben hingegeben. Sie werden mich eher bellagen, Sie, der Sie so gut sind. Ich habe Ihre Frau geliebt. Um sie ohne Aufhören zu sehen, um ihr näher sein, bin ich in Ihren Dienst getreten. Da ich aber weiß, daß meine unglückliche Leidenschaft mich dazu hintreiben würde, ihr die schuldige Achtung zu versagen, mich vielleicht ein Verbrechen begehen lassen würde, so habe ich es vorgezogen, zu sterben. Ich habe das Portrait der Frau T. entwendet. Ich bitte als Gnade, mich mit demselben zu beerbigen.“ Der Unglückliche hatte sich mit einem Taschentuche der Frau T. erhängt; in seiner fest zusammengepreßten Hand hielt er das Portrait der jungen Frau. Man ließ es ihm.

Ein vorsichtiger Bräutigam.

Zu einem Pastor im Hannöverschen kam einst ein junger Bauerssohn und verlangte seinen Tauschein, da er denselben zu Aufgebot und Trauung bedurfte. Während der Pastor beschäftigt war, denselben aus dem Kirchenbuche anzuziehen, sagte der junge Mann mit einiger Verlegenheit: „Ich hätte wohl noch eine Bitte!“ — „Nun, und die wäre?“ — „Ach, Herr Pastor, könnten Sie den Schein nicht so einrichten, daß ich ihn, wenn meine Frau einmal sterben sollte, auch noch bei der zweiten Trauung gebrauchen könnte?“ — „Nun, ich dünkte, das warteten wir ruhig ab,“ entgegnete lächelnd der Pastor.

Ein Rechtsanwalt, der durch seine witzigen Einfälle bekannt ist, besuchte ein junges Mädchen, welches er vertheidigen soll, in Gefängnisse. Sie gesteht ihm das von ihr begangene Unrecht ein, indem sie vor Schluchzen kaum reden kann. — „Wenn Sie vor den Geschworenen stehen“, versetzte der Rechtsanwalt beim Weggehen — „so brauchen Sie von dem, was Sie mir erzählt haben, mein Kind, Nichts zu erwähnen, aber bitte! — weinen Sie so, wie Sie soeben geweint haben!“

„Nur immer fleißig!“ riefen ein Paar Bagabunden einem Bauern zu, der den sein Feld besäete, — „uns soll die Frucht Eurer Arbeit einst zu Nuße kommen!“ — „Dat kann schon sin,“ entgegnete der Bauer; „denn id see Hans!“